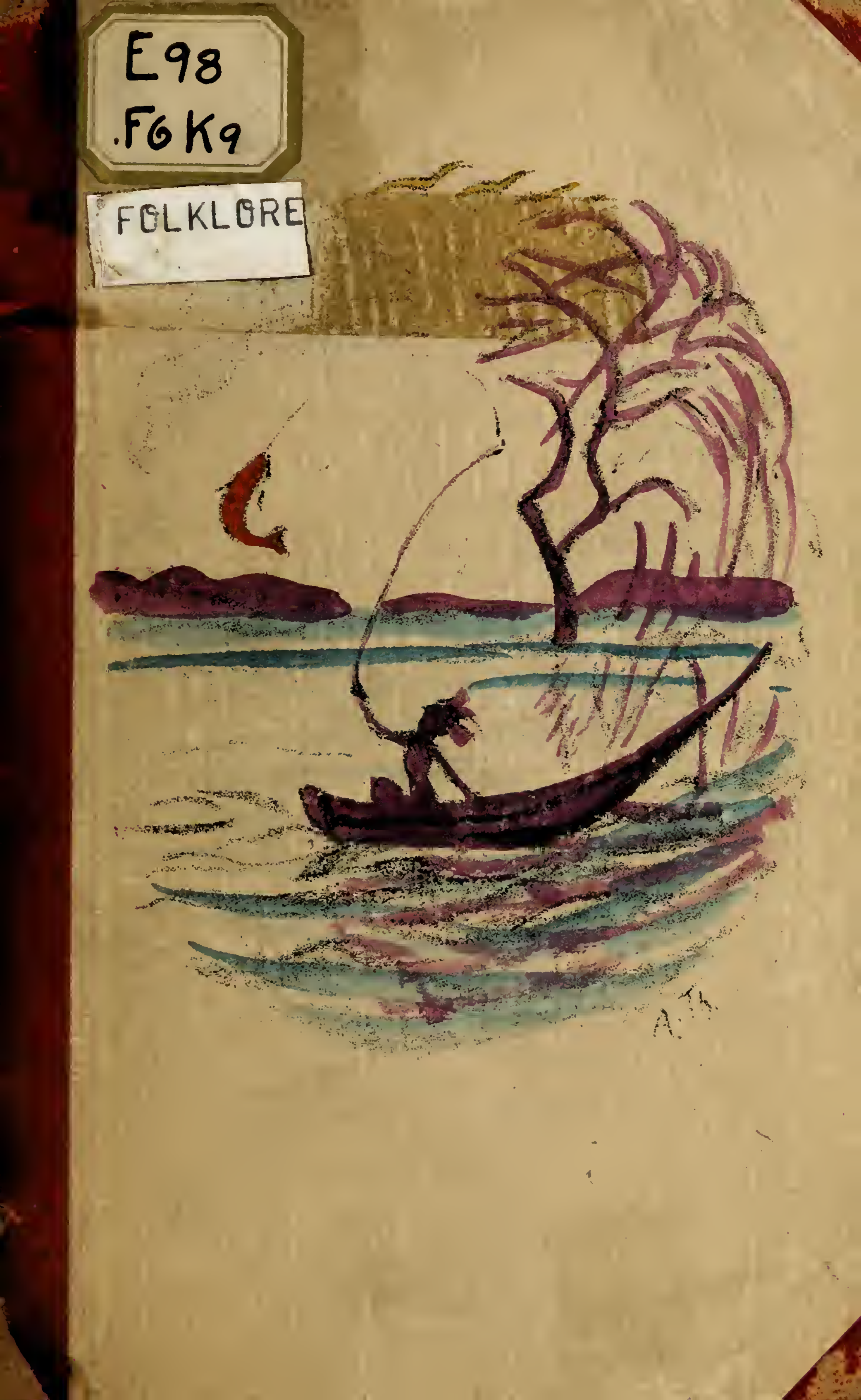

E98
.F6K9
FOLKLORE


F6K9



NACH DEUTSCHEN UND AMERIKANISCHEN QUELLEN VON DR. H. KUNIKE

PRÄRIE-INDIANER-MÄRCHEN

1.–3. TAUSEND

AXEL JUNCKER VERLAG
BERLIN W 15

V o r b e m e r k u n g

Märchen der Prärieindianer sollen hier erzählt werden. Geschichten, wie sie die Indianer selbst am Lagerfeuer sich erzählen.

Der Ursprung dieser Märchen verliert sich im Dunkel einer Vorgeschichte, die noch erheblich schleierhafter als diejenige der Völker mit geschichtlicher Überlieferung ist.

Und doch weisen diese Märchen viele verwandte Züge mit den Sagen anderer Völker, mit unseren eigenen Volksmärchen auf. Die Erklärung hierfür ist in der ähnlichen psychischen Struktur dieser Menschen einerseits, andererseits in der gleichen Naturgrundlage zahlreicher Mythenmotive zu suchen.

Die Vorgänge am Himmel werden mit denen auf der Erde in Parallele gestellt, der Lebenslauf und die Taten der Helden entsprechen den Bewegungen und Erlebnissen der Himmelskörper. Die Schicksale von Sonne, Mond und Sternen bilden die Grundlage der meisten mythischen Erzählungen, die nur auf Grund dieser Anschauungen eine adäquate Deutung finden können. Keine wilde Phantasie schuf diese seltsamen mythischen Gebilde, vielmehr war es das Kausalitätsbedürfnis, der Wunsch, diese Welt in ihrem Geschehen, dies Geschehen in seinem Zusammenhange zu begrei-



fen. Wissenschaft wollte die Mythologie sein, daneben auch Kunst, Dichtung. Auf der Stufe der Primitiven trennte man diese beiden Dinge noch nicht, hier fließen Religion, Mythologie, Philosophie und Dichtung ineinander über, sie sind ein Ganzes und es gibt nur ein Ganzes.

Mögen diese Märchen der Indianer, die uns von Jugend auf durch die Lederstrumpferzählungen vertraut sind, einen Einblick in das Seelenleben dieser Menschen geben, mögen sie dazu dienen, sie als eine Vorstufe zu unserer eigenen Kulturhöhe zu erkennen, durch die auch wir einst hindurchgehen mußten.

Die Geschichte von der Sintflut

(Ojibwä)

Manabozho, der große Zauberer bei den Indianern, war ein Verwandter und Freund aller Tiere, er verstand daher auch ihre Sprache. Als er einstmals auf der Jagd war und in einem großen Walde sein Lager aufgeschlagen hatte, wurde er vom Unglück verfolgt, fing kein Wild und mußte hungern. Da ging er zu den Wölfen und sprach zu ihnen: „Liebe jüngere Brüder, wollt ihr mir etwas zu essen geben?“ Die Wölfe sagten „Ja“ und gaben ihm zu essen. Das schmeckte ihm gut und er sprach zu den Wölfen: „Erlaubt ihr mir, daß ich mit euch jagen gehe?“ Sie sprachen „Ja“ und nahmen den Manabozho mit sich auf die Jagd; er schlug sein Lager zusammen mit ihnen auf und aß mit ihnen. Zehn Tage lang zogen sie so einträchtig miteinander. Doch da kamen sie an einen Kreuzweg; die Wölfe wollten seitwärts wandern, Manabozho aber auf der großen Straße weiterziehen. Da hielten sie miteinander einen Rat am Lagerfeuer ab, doch da keiner nachgeben wollte, hielten sie es für das beste, sich zu trennen. Manabozho bat jedoch die Wölfe, den jüngsten von ihnen, den er sehr gern hatte, mit ihm gehen zu lassen. Das erlaubten die Wölfe und zogen ihres Weges. Manabozho aber und sein kleiner

Bruder, der Wolf, schlugen ihr Lager inmitten des Waldes auf und gingen miteinander auf die Jagd.

Wenn nun der kleine Wolf einmal allein auf die Jagd ging, hatte Manabozho große Sorge um ihn und sprach zu ihm: „Lieber kleiner Bruder, wenn du auf die Jagd gehst, so hüte dich vor dem See im Westen unseres Lagers. Er ist mit Eis bedeckt, geh' da ja nicht hin.“ Manabozho sagte so zu ihm, da er wußte, daß sein böser Feind, der König der Schlangen, dort wohne, der alles tun würde, um ihm zu schaden. Der kleine Wolf gab dem Manabozho das Versprechen, nach seinem Wunsche zu handeln, im stillen aber machte er sich Gedanken und sagte zu sich: „Weshalb darf ich nicht auf den See gehen, denkt vielleicht Manabozho, daß ich mit meinen Brüdern, den Wölfen, dort zusammentreffen könnte? Ich liebe doch meine Brüder.“ Diese Gedanken gingen ihm drei Tage lang im Kopfe herum und dann ging er auf den See, der mit Eis bedeckt war, um nachzusehen, ob er nicht seine Brüder dort antreffe. Als er aber mitten auf dem See war, da sagte es Krach und er brach ins Eis ein; sofort sank er im eiskalten Wasser unter und wurde nicht mehr gesehen.

Manabozho wartete den ganzen Abend vergebens auf seinen kleinen Bruder, den Wolf. Er kam und kam nicht. Ebenso wartete er den folgenden Tag und die nächsten Tage, im ganzen

fünf Tage und fünf Nächte lang. Da merkte er, daß er seinen Bruder verloren habe, jammerte und weinte laut und rief seinen Bruder bei Namen, er schrie, daß rings der Wald davon widerhallte. Alles war vergebens, sein Bruder kam nicht wieder, und einsam und traurig blieb er in seinem Lager den Winter hindurch. Er wußte aber recht gut, daß es der Schlangenkönig war, der seinen Bruder getötet hatte, doch konnte er diesem während des Winters nichts anhaben, denn da regierte dieser die Welt. Doch als der Frühling ins Land kam, begab sich Manabozho an das Ufer des Sees, in welchem sein Bruder, der kleine Wolf, ertrunken war. Da sah er die Fußspuren seines Bruders und er weinte und klagte laut. So laut klagte er, daß es auch der Schlangenkönig hörte. Da wurde dieser neugierig und wollte sehen, wer da wehklagte, deshalb streckte er seinen Kopf, der mit zwei großen Hörnern versehen war, aus dem Wasser heraus. Manabozho wischte sich die Tränen aus den Augen und sagte zu sich: „Sieh da, da bist du ja! Warte nur, du sollst mir büßen!“ Da verwandelte sich Manabozho in einen Baumstumpf und stellte sich in dieser Gestalt am Ufer des Sees hin. Der Schlangenkönig und seine Leute, die ebenfalls Schlangen waren, und neugierig aus dem Wasser hervorsahen, konnten nichts als einen Baumstumpf sehen, der vorher noch nicht am Ufer des Sees gestanden hatte. Da

sagte eine Schlange: „Vorsicht, das ist verdächtig, sollte das nicht gar unser Feind, der große Zauberer Manabozho sein?“ Da befahl der Schlangenkönig einem seiner Leute, hinzugehen, um den Baumstumpf zu untersuchen. Es war eine riesige Schlange, sie kroch herzu und wand sich um den Baumstumpf, um zu sehen, ob er ein Lebewesen sei oder nicht. Manabozho hatte dadurch große Schmerzen auszustehen, aber er blieb tapfer und ließ keinen Schmerzenslaut vernehmen. Da sprachen die Schlangen: „Er kann es nicht sein, das hier ist richtiges Holz. Wir können ruhig schlafen.“ Und da die Sonne heiß vom Himmel brannte und sie alle müde waren, legten sie sich am Ufer des Sees hin und schliefen ein. Als dies geschehen war, kam Manabozho aus dem Baumstumpfe hervor, ergriff seinen Bogen und Pfeil, und erschoß den Schlangenkönig sowie drei von dessen Söhnen. Doch da erwachten die übrigen Schlangen, sie schrien: „Wehe! Manabozho ist da, er tötet uns!“ Und sie krochen eilig in das Wasser zurück.

Da erhoben alle Schlangen einen furchtbaren Lärm, sie peitschten das Wasser auf und einige von ihnen, die große Zauberer waren, holten ihre Beutel hervor, in denen ihre Zaubermittel waren, öffneten sie und streuten den ganzen Inhalt überall am Ufer, im Walde und sogar in der Luft aus.

Da wallte und wogte das Wasser empor und

begann zu steigen. Wolken zogen am Himmel auf und bald rauschte der Regen in Strömen auf die Erde herab. Immer mehr bedeckte das Wasser die Erde und zuletzt stand alles unter Wasser. Manabozho hatte sich geflüchtet und sprang in großer Angst von einem Berge zum anderen, doch das Wasser war allerorten und verfolgte ihn gleichsam. Zuletzt rettete er sich auf einen hohen Bergesgipfel, aber auch diesen überstieg bald die Flut. Es wuchs jedoch eine hohe Tanne auf der Spitze des Berges, diese erkletterte Manabozho, doch das Wasser erreichte ihn auch dort, es stieg bis zu seinem Gürtel, seinen Schultern, zu seinem Munde, doch da stand es mit einem Male still, wahrscheinlich, weil die Schlangen glaubten, Manabozho müsse längst ertrunken sein.

Der arme Manabozho blieb auf der Spitze der Tanne sitzen und das Wasser umflutete ihn; fünf Tage und fünf Nächte lang mußte er dies aushalten, und er dachte verzweifelt darüber nach, wie er sich aus dieser schrecklichen Lage befreien könne. Am sechsten Tage kam ein Eistauchervogel auf dem Wasser dahergeschwommen. Da rief Manabozho ihm zu: „Bruder Eistaucher, tauche doch bitte einmal auf den Grund und sieh nach, ob die Erde, auf der wir lebten, noch zu finden ist oder ob sie schon ganz und gar untergegangen ist.“ Der Eistaucher tat so und tauchte hinab, er versuchte es mehrere Male, doch immer

wieder vergebens, denn er kam nicht tief genug und meldete endlich dem Manabozho, daß er die Erde nicht zu finden vermöchte. Manabozho wollte schier verzagen, da sah er am nächsten Tage, wie eine kleine Moschusratte an seinem Sitze auf der Tanne im Wasser vorübertrieb. Er ergriff das kleine Tier, und da er sah, daß es schon ganz starr war, wärmte er es mit seiner Hand und dem warmen Atem seines Mundes. Da wurde die Moschusratte wieder lebendig, und er sprach zu ihr: „Mein kleiner Bruder. Du weißt wohl, daß du und ich nicht ohne die Erde leben können. Tauche doch bitte ins Wasser hinab und sieh zu, ob du mir nicht ein kleines Erdstückchen heraufbringen kannst. Es braucht nicht groß zu sein, ein paar Sandkörnchen genügen mir, um etwas damit anzufangen.“ Die Moschusratte tauchte in die Tiefe und es dauerte sehr lange, bis sie wieder zum Vorschein kam, — leblos trieb sie auf dem Wasser dahin. Manabozho ergriff das kleine Tier und untersuchte dessen Pfoten, dabei fand er in einer Pfote einige Körnchen Sand. Er nahm die Sandkörner der Moschusratte aus der Pfote, trocknete sie in der Hand an der Sonne und zerstreute sie dann im Wasser; und, o Wunder, da, wo sie hinfielen, blieben sie liegen, schwammen umher, wuchsen mehr und mehr und wurden zu Inseln, und indem sich die kleineren Inseln aneinander schlossen, wurden immer größere Inseln

daraus. Da gelang es dem Manabozho, von seiner Tanne auf eine dieser Inseln zu springen. Auf dieser fuhr er dann wie auf einem Floß auf dem Wasser und half den kleineren Inseln, sich zu größeren, ja zu ganzen Erdteilen zu vereinigen.

Darauf begab er sich überall hin, um die zerstörte Natur wiederherzustellen.

Auf seinem Wege fand er an einzelnen Stellen kleine Wurzeln und Pflanzen, die das Wasser ans Ufer trieb. Diese pflanzte er in den Boden, und aus ihnen wuchsen Pflanzen und Kräuter, Strauch und Baum hervor. Auch fand Manabozho eine Menge Tiere am Strande, die das Wasser anspülte. Diese zog er ans Land und erweckte sie zu neuem Leben dadurch, daß er sie anblies, denn er war ein großer Zauberer. Er sprach zu ihnen: „Gehe jeder an seinen Ort," und dies taten sie, die Vögel flogen auf die Bäume und bauten dort ihre Nester, die Fische und Biber gingen in die Seen und Flüsse, die Bären, Wölfe, Füchse und andere blieben auf dem Lande.

Manabozho machte sich eine lange Schnur zum Messen und überall ging er mit dieser umher, um alles auszumessen. Die Länge der Flüsse, die Tiefe der Seen, die Höhe der Berge und den Umfang der Länder maß er auf diese Weise und sah zu, daß alles recht in Ordnung war. So wurde nach der großen Flut die Erde aufs neue von Manabozho hergerichtet.

Manabozho und der Fischkönig
(Ojibwä)

Einst saß Manabozho am Ufer des oberen Sees in seinem Boot und wollte mit seiner Angel Fische fangen. Hierbei sang er ein Zauberlied, um die Fische anzulocken. Es dauerte nicht lange, da saß ein kleiner Fisch an seiner Angel. Manabozho zog den Fisch aus dem Wasser und siehe da, es war eine silbern glänzende Forelle. Da sprach Manabozho zu dem Fischlein: „Du kleine muntere Forelle mit den silbern glänzenden Schuppen, du bist nicht der Fisch, den ich wünsche," und er löste die kleine Forelle von der Angel und warf sie ins Wasser zurück.

Diese Worte Manabozhos hörte ein Fisch, den die Indianer „Katzenfisch" nennen, und da er meinte, daß er dem Manabozho groß genug sein werde, biß er bei dessen Angel an. Als ihn jedoch der Angler aus dem Wasser zog, wurde er ebenso wie die Forelle in Freiheit gesetzt. Denn Manabozho sagte: „Es ist ein viel größerer und besserer Fisch, den ich fangen möchte," er setzte darauf seinen Zaubergesang fort und warf seine Angel von neuem aus.

Nach kurzer Zeit fühlte Manabozho wiederum einen Zug an der Angel und als er den Fisch herauszog, fand er, daß es ein großer, fetter, bunt-

gefleckter Fisch war, den die Indianer „Siskowet“ nennen, der, von seinen Zauberliedern angezogen, an seinem Angelhaken hing. Da sprach Manabozho zu diesem Fische: „Du Siskowetfisch meinst wohl, weil du groß und dick bist und schöne bunte Flecken hast, daß du derjenige seiest, nach dem ich angle? Nein,“ rief er, „du bist es nicht, es ist der große König der Fische selbst, nach dem ich meine Angel auswerfe.“ Diese Worte schallten so laut über den Spiegel des Wassers, daß auch der Fischkönig sie hören mußte. Da sprach dieser: „Was muß ich da hören? Was sagt dieser freche Manabozho? Nach m i r will er angeln, nach dem Herrscher des Oberen Sees? Gut, mein Manabozho! Ich komme! Will einmal deinen Köder kosten!“

Der König der Fische kam mit großer Schnelligkeit durch die Wellen schwimmend, herbei und schnappte nach dem Köder des Manabozho. Aber nicht nur den Köder verschlang er, sondern auch den Angelhaken, die Schnur, die Angelrute, den Fischer selbst und den Kahn, in welchem jener saß. In einem Augenblick verschwand alles dies in dem Rachen des riesenhaften Königs der Fische, in einem Augenblick gelangte dieser große Bissen in den Magen des Ungeheuers. Frohlockend schwamm der Fischkönig auf die Wasser des Oberen Sees hinaus und allen, denen er begegnete, erzählte er, daß es ihm endlich gelungen sei,

seinem Feinde Manabozho den Rest zu geben und ihn zu verschlingen. „Ob es ihm wohl gut bekommen wird?“ fragten sich die anderen.

Manabozho war in der Tat sehr überrascht durch den Ausgang dieses Abenteuers. Er wunderte sich sehr über die Dunkelheit, die ihn plötzlich umgab. Doch fand er sich rasch in seine Lage, und da er bemerkte, daß der Magen des Fischkönigs, das Gefängnis, in welchem er eingeschlossen war, ziemlich groß sei, begann er darin herumzutanzen und zu singen. Er tanzte den Kriegstanz und besang seine Taten und Streiche, die er in seinem Leben vollbracht hatte, wie um den Fischkönig zu verhöhnen.

Der Fischkönig bemerkte bald, daß es nicht ganz leicht sein werde, den Manabozho zu verdauen und er ärgerte sich hierüber sehr. Zuerst dachte er, daß der Gefangene bald zahm werden würde, doch hörte jener nicht auf zu singen, sein Heldenlied ertönte die ganze Nacht durch, so daß es dem Fischkönig gar kein Ende zu nehmen schien. Zuletzt stampfte, schrie und tobte Manabozho derartig in dem Magen des Fischkönigs herum, daß dem großen König der Fische sehr übel wurde und er auf den Gedanken kam, den unruhigen Geist wieder loszulassen. Er versuchte ihn daher herauszuwürgen. Dies gelang jedoch nicht so ohne weiteres, denn Manabozho wollte nicht einfach wieder ins Wasser geworfen werden,

hatte er sich doch vorgenommen, den Fischkönig selber zu fangen und zu töten.

Als der Fischkönig mit dem Versuch begann, den Manabozho aus seinem Magen herauszubekommen, fing das ganze Innere des riesigen Fisches an zu schaukeln; dies merkte Manabozho, ergriff eilig sein Boot und schob es in den Schlund des Ungeheuers, so daß es darin stecken blieb. Und da der Fischkönig das Boot nicht aus dem Schlunde herauszubekommen vermochte, mußte er ersticken und starb auf diese Weise. So trieb denn sein ungeheurer Leichnam wie das Wrack eines großen Schiffes auf den Wellen umher; Manabozho aber war immer noch im Bauche des Untiers gefangen, auch gelang es ihm nicht, sein Boot, mit dem er den Schlund des Fischkönigs verstopft hatte, wieder herauszuziehen. Drei Tage lang dachte er darüber nach, auf welche Weise ihm dies wohl gelingen möchte.

Am dritten Tage hörte er ein Kratzen, Scharren und Picken über seinem Kopfe, das waren Möwen, die gekommen waren, um den Leichnam des Fischkönigs zu fressen. Endlich bemerkte Manabozho, daß von oben her ein kleiner Lichtstrahl in sein dunkles Gefängnis fiel, ein Loch war in der Magenwand entstanden und an dieses herantretend sagte Manabozho zu den Möwen, daß er, der Manabozho, im Magen des Fischkönigs stecke und bat sie, die Öffnung zu ver-

größern. Dies taten denn die Möwen auch und endlich war es soweit, daß Manabozho wieder ans Licht des Tages heraufkam. Auch gelang es ihm, sein Boot wieder flott zu machen. Bevor er nach Hause fuhr, band er den Leichnam des riesigen Königs der Fische an sein Boot, lud die Möwen zu einem Festmahle ein, um sich ihnen dankbar zu erweisen, und ruderte heim.

Bei dem Freudenfeste, welches Manabozho aus Anlaß seines Sieges über den Fischkönig feierte, wurden auch alle übrigen Wasservögel, sowie alle Tiere in Wald und Feld eingeladen, und da der riesige Körper des erlegten Fisches genug Fleisch und Fett an sich hatte, wurde ein großes Gelage abgehalten. Bei dieser Gelegenheit war der Bär sehr ausgelassen, er trank vom Fischöl große Mengen und wurde dadurch so fett, daß er hernach sechs Monate hintereinander, den ganzen Winter hindurch, schlafen mußte, um nur etwas von seinem Fett zu verlieren.

Nicht alle Tiere waren so dreist wie der Bär; ein kleines Häschen bekam nur einige Krümchen, die unter den Tisch gefallen waren, und daher sind heute noch die meisten dieser Tiere so mager. Auch die Präriefasane bekamen nur wenig bei diesem Schmause ab und sind daher auch von besonderer Magerkeit.

Als nun die Tiere sich sattgegessen hatten, ließ Manabozho die Musik zum Tanze aufspielen. Da

sah nun Manabozho, wie all die vollgefressenen Tiere an ihm vorübertanzten. Da er nun den ganzen Tag über nicht gegessen hatte, denn er mußte die Tiere bewirten, und das tranige Fleisch des Riesenfisches sagte ihm nicht zu, wurde er bei dem Anblick der tanzenden Tiere vom Appetit ergriffen. Da sagte er sämtlichen Tieren, sie sollten doch einmal mit geschlossenen Augen an ihm vorübertanzen. „Das wird einen prächtigen Spaß geben," sagte er.

Die Tiere ahnten nichts Böses, schlossen die Augen und tanzten singend bei Manabozho vorüber. Manabozho aber packte diejenigen von ihnen, die ihm gefielen, und warf sie hinter sich in die Küche, wo sie von seiner Frau geschlachtet und gekocht wurden.

Auf diese Weise hatte er schon eine Anzahl guter Braten für seinen Herd gewonnen und noch immer tanzten die törichten Tiere wie toll mit geschlossenen Augen um ihn herum. Unter den letzten der Tänzer, die so an ihm vorüberkamen, befanden sich auch zwei bedächtige Tauchervögel.

Da sprach der eine, ein Eistaucher, zu dem anderen Tauchervogel: „Sag' mal, merkst du nicht, daß es immer stiller im Saale wird? Ist das nicht auffallend." Als er dies sagte, öffnete er ein wenig das eine seiner Augen und sah, wie im Augenblick Manabozho ein paar fette Gänse er-

würgte. Da schrie der Eistaucher auf: „Oho, ihr Tiere! Manabozho erwürgt die Gänse! Er wird uns alle töten!“ Da öffneten alle Tiere die Augen, waren sehr erschrocken und ergriffen die Flucht, nach allen Richtungen flogen und liefen, krochen und schwammen sie davon.

Manabozho ärgerte sich sehr darüber, daß der Eistauchervogel seinen Plan zunichte gemacht hatte, dadurch, daß er die Augen geöffnet und die anderen Tiere gewarnt hatte. Daher verfolgte er den Eistaucher, um ihn zu töten. Der Vogel war indessen schon am Ufer eines Gewässers angelangt und ließ sich gerade ins Wasser hinab, als Manabozho ankam. Dieser konnte ihm mit knapper Not noch einen Fußtritt geben und mußte es dabei bewenden lassen. Der Eistaucher aber ist seit dieser Zeit ohne Schwanz, auch stehen seine Beine so weit nach hinten, alles infolge des Fußtrittes, den ihm Manabozho gab. Auch ist dieser Vogel seitdem sehr scheu, er hat vor Manabozho und deshalb auch vor den anderen Indianern eine berechtigte Angst und taucht, wenn er einen von ihnen kommen sieht, sogleich in die Tiefe des Wassers hinab.

Der Sonnenfang
oder
Der Knabe, welcher der Sonne eine Schlinge legte
(Ojibwä)

Zur Zeit, als die Tiere auf Erden herrschten und alle Menschen getötet hatten, war nur noch ein Mädchen und ihr kleiner Bruder am Leben, welche beide voll Angst in der Einsamkeit lebten. Der Knabe war ein zwerghaftes Wesen, wuchs niemals und erreichte nie die Größe eines kleinen Kindes, aber das Mädchen wuchs mit den Jahren, so daß sie allein die Arbeit der Nahrungsbeschaffung und des Wohnungsbaues auf sich nehmen mußte. Sie ging täglich in den Wald, um Holz für ihr Zeltfeuer zu holen, dabei nahm sie ihren kleinen Bruder mit, damit ihm nicht ein Unfall zustoße; denn er war zu klein, um allein zu bleiben. Ein großer Vogel hätte ihn im Fluge forttragen können.

Das Mädchen verfertigte ihrem kleinen Bruder Bogen und Pfeil und sagte eines Tages zu ihm: „Ich muß dich einen Augenblick da lassen, wo ich Holz geschlagen habe, du mußt dich verstecken und bald wirst du die Gitshee-gitshee-gaun-ia-see-ug, die Schneevögel, sehen; komm und suche die Würmer aus dem Holz, wo ich das Holz gefällt habe. (Es war nämlich Winter.)

Schieße einen Vogel und bring ihn heim." Er gehorchte ihr und versuchte alles mögliche, einen Vogel zu erlegen, aber er kam ohne Jagdbeute nach Hause. Das Mädchen sagte zu ihm, er möge nicht verzagen, sondern den Versuch am nächsten Tage wiederholen. Somit ließ sie ihn an dem Platze, wo sie Holz gesammelt hatte und kehrte in ihre Hütte zurück. Gegen Abend hörte sie seine kleinen Schritte im Schnee und er kam sehr vergnügt in die Hütte, warf einen der Vögel, die er erlegt hatte, auf den Fußboden und rief: „Schwester, du mußt ihm die Haut abziehen und gerben und wenn ich mehr Vögel erlegt habe, will ich von ihnen ein Kleid gemacht haben." „Aber was sollen wir mit dem Körper anfangen?" fragte sie, denn bis dahin hatten die Menschen noch keine Tiere gegessen, sondern lebten nur von Pflanzennahrung. „Schneide ihn entzwei," antwortete er, „und würze unsere Suppe damit, jedesmal mit einer Hälfte." Sie tat dies.

Der Knabe, obwohl er von sehr kleinem Wuchs war, setzte seine Tätigkeit fort und es gelang ihm, zehn Vögel zu erlegen, aus deren Häuten ihm seine Schwester ein Kleidchen machte.

Eines Tages sagte er zu ihr: „Schwester, sind wir die einzigen auf der Welt? Lebt niemand hier außer uns?" Sie erzählte ihm, daß diejenigen, welche sie als ihre Feinde fürchteten, weil sie ihre Verwandten getötet hätten, in einer

gewissen Weltgegend lebten und daß er daher niemals dorthin gehen dürfe. Das aber erregte gerade seine Neugier und erweckte seine Tatenlust sosehr, daß er bald darauf seinen Bogen und Pfeile ergriff und in jener Richtung davonzog. Er ging eine lange Strecke, traf aber niemand, wurde müde und legte sich auf einem Hügel nieder, wo die Sonne den Schnee geschmolzen hatte. Er schlief fest ein, und während er schlief, fielen die Sonnenstrahlen auf ihn und diese waren so heiß, daß sie sein Vogelhauttröckchen versengten und zusammenzogen. Als er aufwachte und sich streckte, fühlte er sich wie gefesselt in seinem Rocke; da sah er an sich herunter und bemerkte, was mit seinem Kleide geschehen war. Da wurde er sehr zornig, schalt die Sonne aus und schwur ihr Rache: „Denke nicht etwa, daß du zu hoch bist,“ rief er, „ich werde mich rächen!“

Als er heimkam, berichtete er seiner Schwester von seinem Unglück und klagte laut über seinen verdorbenen Rock. Er mochte nicht essen, legte sich nieder wie einer, der fastet, und bewegte sich zehn Tage lang nicht, obwohl sie alles mögliche versuchte, um ihn zum Aufstehen zu bewegen.

Als die zehn Tage um waren, drehte er sich um und lag darauf weitere zehn Tage auf der anderen Seite. Dann stand er auf und bat seine Schwester, ihm eine Schlinge zu verfertigen, denn er wolle die Sonne fangen. Sie sagte, daß sie kein Material

dazu habe, schließlich aber brachte sie einige getrocknete Hirschsehnen zusammen, die noch von ihrem Vater herrührten, und aus diesen machte sie alsbald einen Strick, der eine gute Schlinge abgeben konnte. Aber als die dem Kleinen den Strick zeigte, meinte dieser, dieser würde nicht ausreichen und bat sie, sich noch mehr Sehnen zu verschaffen. Sie sagte, sie hätte gar nichts weiter.

Schließlich dachte sie, ihr Haar könne vielleicht dazu gut sein, riß sich etwas davon aus und machte einen Strick. Er aber sagte, dieser würde nicht genügen und verlangte von ihr in ärgerlichem und befehlendem Tone, ihm eine Schlinge zu machen. Sie blieb dabei, daß sie ihm keine fertigen könne und ging aus der Hütte. Sie sprach bei sich, als sie draußen allein war: „neow obewy indapin," von meinem Körper will ich welche nehmen. Dies tat sie, drehte daraus eine winzige Schnur und übergab diese ihrem Bruder. Sobald jener die sonderbare Schnur sah, war er sehr erfreut. „Das ist gut," sagte er, und sogleich nahm er sie in den Mund und zog sie durch seine Lippen, und ebenso schnell wie er sie zog, verwandelte sie sich in eine Schnur aus rotem Metall, welche er um seinen Leib und seine Schultern legte, bis er eine große Menge beisammen hatte.

Dann bereitete er sich vor und setzte sich auf

den Anstand etwas nach Mitternacht, um die Sonne vor ihrem Aufgang zu fangen. Er befestigte seine Schlinge genau an dem Fleck, wo die Sonne die Erde berührt, wenn sie über dem Erdrande auftaucht, und siehe da, er fing die Sonne, so daß sie fest in seiner Schlinge saß und nicht aufging.

Die Tiere, welche, wie gesagt, damals die Erde beherrschten, gerieten sofort in große Erregung, denn sie hatten kein Licht. Sie beriefen eine Versammlung ein, um über den seltsamen Fall zu beraten und jemanden hinzuschicken, der die Schnur durchschneiden solle. Das war aber sehr gefährlich, weil die Sonne alle verbrannte, die sich in ihre Nähe wagten. Schließlich meldete sich der Siebenschläfer, denn zu jener Zeit war dies Tier das größte auf der ganzen Erde; wenn es aufrecht stand, sah es wie ein Berg aus.

Als der Siebenschläfer an den Ort kam, wo die Sonne in der Schlinge saß, begann sein Rücken zu brennen und zu rauchen, und dies wurde immer schlimmer, je näher er der glühenden Sonne kam, und der Oberteil seines Körpers wurde zu einem großen Aschenhaufen gebrannt. Doch gelang es dem Tiere, die Schnur mit den Zähnen durchzubeißen und die Sonne zu befreien, aber es wurde dadurch zu einem ganz kleinen Tiere und ist es seitdem geblieben. Die Indianer nennen es Kug-e-been-gwa-kwa, die blinde Frau.

Das weiße Stein-Boot
(Ojibwä)

Es war einmal ein sehr schönes junges Mädchen, welches an demselben Tage starb, an dem es einen hübschen jungen Mann heiraten sollte. Er war tapfer, aber sein Herz ertrug diesen Verlust nicht leicht. Von der Stunde an, da sie begraben war, gab es für ihn weder Freude noch Friede. Oftmals ging er zu dem Platze, an dem die Frauen sie beerdigt hatten, und saß dort in Gedanken versunken, während einige seiner Freunde dachten, daß es besser sei, wenn er auf die Jagd oder den Kriegspfad ginge und seine Gedanken dadurch ablenke. Aber Jagd und Krieg waren beide nicht mehr anziehend für ihn, sein Herz war wie erstorben, er warf Kriegskeule, Bogen und Pfeile beiseite und wollte von nichts wissen.

Er hatte gehört, daß die alten Leute erzählten, es gäbe einen Weg, der in das Land der Seelen führe und er faßte den Entschluß, diesen zu suchen. Er machte sich daher reisefertig und eines Tages brach er auf. Zuerst wußte er gar nicht, welche Richtung er einschlagen solle, er kannte nur eine Überlieferung, nach welcher der Weg im Süden liegen sollte. Eine Zeitlang konnte er keine Veränderung im Aussehen der Landschaft bemerken. Wälder und Hügel, Täler und

Ströme sahen ebenso aus wie in seiner Heimatgegend. Die Erde war mit Schnee bedeckt, als er auszog, und zuweilen konnte man den Schnee auf den größeren Bäumen und Büschen liegen sehen. Schließlich wurde der Schnee immer weniger und verschwand am Ende ganz. Der Wald begann ein lieblicheres Aussehen anzunehmen, Blätter und Knospen kamen hervor, und ehe er noch den völligen Wechsel wahrnehmen konnte, umgab ihn der schöne Frühling. Er hatte das Land des Eises und Schnees hinter sich. Die Luft ward milde, die dunklen Winterwolken hatten den Himmel verlassen und schöner blauer Himmel war ringsum, auch sah er auf allen Wegen Blumen blühen und hörte die Vöglein singen.

Aus diesen Anzeichen erkannte er, daß er auf dem rechten Wege sei, denn was er wahrnahm, entsprach dem, was in seinem Stamme erzählt wurde. Schließlich erblickte er einen Weg. Diesem ging er nach und kam durch einen Wald, dann auf eine lange Hügelkette, auf deren höchster Spitze eine Hütte stand. In der Tür der Hütte stand ein alter Mann mit weißem Haar, dessen Augen tief eingesunken waren, aber doch hell leuchteten. Er trug ein langes Gewand aus Fellen, das er lose um seine Schultern geworfen hatte und einen Stab in der Hand. Es war Chebiabos.

Der junge Ojibwä-Indianer begann seine Geschichte zu erzählen; der ehrwürdige Häuptling jedoch unterbrach ihn, kaum daß er zehn Worte gesprochen hatte. „Ich habe dich erwartet," sagte er, „eben hatte ich mich erhoben, um dich in meiner Wohnung zu begrüßen. Die, welche du suchst, kam hier erst vor einigen Tagen vorüber und da sie von ihrer Reise müde war, rastete sie hier. Komm in meine Hütte und setz dich nieder, dann will ich deine Fragen beantworten und dir den weiteren Weg zeigen, den du zu gehen hast."

Dann gingen beide vor die Tür. „Siehst du jenen Golf," sprach der Alte, „und die weiten blauen Ebenen dahinter. Das ist das Land der Seelen. Du stehst an seiner Grenze, und meine Hütte ist das Eingangstor. Aber deinen Körper kannst du nicht mitnehmen, laß ihn hier mitsamt deinen Bogen und Pfeilen, deinem Bündel und Hunde. Wenn du wieder zurückkommst, wirst du alles unversehrt wiederfinden." So sprach er und ging wieder in die Hütte, und der von seinem Körper befreite Reisende eilte vorwärts, als wenn seine Füße mit einem Male Flügel bekommen hätten. Aber alles behielt für ihn sein natürliches Aussehen, Farbe und Gestalt der Dinge veränderte sich nicht. Die Wälder und Baumblätter, die Ströme und Seen waren nur glänzender und hübscher, als er sie je gesehen. Tiere kreuzten seinen Weg, die so furchtlos und zutraulich

waren, daß man annehmen mußte, daß es hier keine Jagd gebe. Vögel mit wunderschönem Gefieder bewohnten die Wälder und belebten das Wasser.

Nur in einem einzigen Punkte nahm er eine gewisse Eigentümlichkeit wahr. Er bemerkte, daß sein Weg weder durch Bäume noch durch andere Gegenstände versperrt werde; er ging gerade durch sie hindurch, denn sie waren tatsächlich nur die Seelen oder Schatten wirklicher Bäume. Da merkte er, daß er im Lande der Seelen war. Als er einen halben Tag lang gegangen war durch ein Land, das mit jedem Schritt anziehender wurde, kam er an das Ufer eines großen Sees, in dessen Mitte eine große schöne Insel lag. Er fand auch ein Boot aus leuchtend weißem Stein, das am Strande angebunden war. Jetzt wußte er, daß er auf dem rechten Wege sei, denn alte Männer hatten ihm solches gesagt. Auch leuchtende Ruder fand er, er stieg daher rasch in das Boot und ergriff die Ruder, da erblickte er voll Freude und Verwunderung, als er sich umwandte, die Vielgesuchte in einem anderen Boot, das dem seinigen in allen Stücken glich. Auch machte sie dieselben Bewegungen wie er, und sie waren Bord an Bord. Sie stießen zusammen vom Strande ab und begannen über den See zu fahren.

Die Wogen des Sees schienen hochzugehen und es war so, als wenn sie sie verschlingen

wollten, aber wenn sie an den weißen Rand der Boote kamen, schienen sie sich zu glätten, als wenn sie nur Abbilder von Wogen seien. Aber kaum hatten sie einen Schaumkamm durchfahren, da erhob sich auch schon ein neuer noch furchtbarerer. So waren sie in ständiger Angst, und diese wurde noch durch die Klarheit des Wassers vermehrt, denn sie sahen auf dem Grunde des Sees eine Menge Wesen, die früher umgekommen waren und von denen man nur noch die Knochen sah.

Der Herr des Lebens hatte jedoch beschlossen, daß sie hinüberkommen sollten, denn sie waren beide gute Menschen. Doch sahen sie manche andere mit den Wellen kämpfen und in ihnen versinken. Da waren alte und junge Leute, Männer und Frauen in jedem Alter und Stand, einige kamen hinüber, andere sanken unter. Es schien, als ob nur die Boote kleiner Kinder nicht von den Wellen getroffen wurden.

Schließlich waren alle Schwierigkeiten überwunden wie in einem Augenblick, und sie sprangen beide an den Strand der glücklichen Insel. Die Luft diente ihnen da als Nahrung, sie belebte und nährte sie. Sie gingen zusammen über die gesegneten Gefilde, wo alles so gestaltet war, daß es Auge und Ohr erfreute. Da gab es weder Stürme noch Eis noch kalte Winde, niemand fror, wenn er ohne warme Kleidung war,

niemand hungerte, niemand beklagte Tote, man sah keine Gräber, man kannte keinen Krieg. Auch war die Jagd auf Tiere unbekannt, denn die Luft selbst war, wie gesagt, ihre Speise. Gern hätte der junge Krieger dort für immer bleiben mögen, doch sah er sich genötigt, zu seinem Körper zurückzukehren. Er sah zwar nicht den Herrn des Lebens, sondern hörte nur dessen Stimme in einem sanften Wehen. „Kehre um", sprach diese Stimme, „zu dem Lande, woher du gekommen bist. Noch ist deine Stunde nicht gekommen. Die Pflichten, die du nach meinem Rate noch auf dich zu nehmen hast, sind noch nicht erfüllt. Kehre zu deinem Volke zurück und tue was recht ist, du wirst in deinem Stamme auf lange Zeit herrschen. Mein Bote wird dir sagen, wie du dich zu verhalten hast, mein Bote, der alte Torhüter. Wenn dieser dir deinen Leib zurückgibt, wird er dir sagen, was zu tun ist. Höre ihn und du wirst dich später mit der Seele vereinigen, die du jetzt verlassen mußt. Sie ist nun einmal hier und wird immer hierbleiben, so jung und glücklich wie sie war, als ich sie zuerst aus dem Lande des Schnees hierher rief."

Als diese Stimme verklang, erwachte der Erzähler. Es war nur ein Traum und er fand sich wieder in dem trüben Lande des Schnees, des Hungers und der Tränen.

Die gute und die böse Schwester
(Ojibwä)

In einem weit entlegenen Walde wohnte einst am Ufer eines Sees ein Mädchen von vierzehn Jahren. Sie wohnte dort allein mit ihrem kleinen Bruder, für den sie sorgte und dem sie Nahrung zubereitete. Der kleine Knabe konnte bereits den Bogen spannen und schoß im Walde Vögel und Hasen, die er dann seiner Schwester brachte, damit diese sie ihnen koche.

Eines Tages, als der kleine Bruder wieder Vögel heimbrachte, fragte er seine Schwester: „Sage, Schwester, warum wohnen wir eigentlich so allein. Gibt es denn außer uns gar keine Menschen? Wo sind unsere Eltern geblieben?“ Das kleine Mädchen sagte: „Unsere Eltern haben böse Zauberer getötet. Ich weiß nicht, ob es noch andere Menschen außer uns gibt.“

Als der kleine Bruder größer geworden war, schoß er auch Rehe und andere größere Tiere und brachte sie seiner Schwester. Doch mußte er oft darüber nachdenken, ob es außer ihm und ihr wohl noch andere Menschen auf der Welt gäbe. Eines Abends sprach er zu seiner Schwester: „Liebe Schwester, ich habe dir doch einige Rehfelle gebracht, gerbe sie und mache mir zehn Paar Schuhe daraus.“ Sie tat dies, doch wurde sie dabei traurig, sie fragte ihn: „Willst du viel-

leicht verreisen, lieber Bruder?" Er sagte: „Ja, Schwester, ich muß gehen und sehen, ob es nicht noch mehr Menschen auf dieser Erde gibt." Am nächsten Morgen ergriff er seinen Bogen und Pfeil, steckte sich die Schuhe, die ihm seine Schwester gemacht hatte, in den Gürtel, nahm von ihr Abschied und zog hinaus in den Wald. Einen ganzen Tag lang wanderte er durch die Wildnis, doch bemerkte er kein Wesen. Sein Nachtlager schlug er unter einem Baume auf und als er am anderen Morgen weiterzog, hing er an dem Baume ein Paar Schuhe auf, damit er den Weg zu seiner Schwester zurückfände.

Am Abend des zweiten Tages sah er in der Nähe seines Nachtlagers einige Stümpfe von umgehauenen Bäumen, da sagte er sich, daß dort Menschen gewesen sein müßten, doch als er die Baumstümpfe näher betrachtete, bemerkte er, daß sie schon ganz verfault waren. Da dachte er, es müsse schon lange her gewesen sein, daß Menschen an diesem Orte gewesen seien und daß er noch lange werde wandern müssen, ehe er sie finde. Am nächsten Morgen hing er wieder ein Paar Schuhe am Orte seines Nachtlagers auf und machte sich wieder auf den Weg.

So reiste er denn zehn Tage lang und bei jedem neuen Nachtlager fand er die Lichtungen im Walde größer und die Baumstümpfe härter und frischer abgehauen. Am elften Tage fand er eben

abgehauene Baumstümpfe und er freute sich so, daß er vor Freude die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Am nächsten Tage kam er an einen kleinen Weg, den er verfolgte und siehe da, er hörte Menschen sprechen, sah den Rauch der Häuser und es dauerte nicht lange, da war er mitten in einem bewohnten Indianerdorf.

Der kleine Bruder traf die Dorfbewohner beim Ballspiel. Sobald sie ihn erblickten, eilten sie herzu, umringten ihn und freuten sich an seinem Anblick, denn er war ein hübscher und munterer Jüngling. Sie hießen ihn willkommen und luden ihn ein, mit ihnen Ball zu spielen. Dies tat er gerne und er spielte so vortrefflich, daß seine Kraft und Gewandtheit von allen sehr bewundert wurde. Als das Spiel zu Ende war, führten sie ihn als Sieger ins Dorf zu einem Zelte, vor dem ein Ehrenzeichen, ein Häuptlingspfahl, stand; daran erkannte er, daß es die Wohnung des Häuptlings sei. In das große Haus des Häuptlings wurde er geführt, es war voller Menschen und der Häuptling selbst empfing ihn sehr freundlich, er führte den kleinen Bruder zu einem Platz, der in der Mitte zwischen den beiden Töchtern des Häuptlings war, dabei sagte er ihm, daß die eine „die Gute“, die andere „die Böse“ heiße. Dies hatte zur Folge, daß sich der kleine Bruder immer nur mit der Schwester unterhielt, welche den Namen „die Gute“ hatte und „die Böse“ wenig beachtete.

Schließlich sagte er dem Häuptling, er wolle „die Gute“ heiraten. Da aber erklärten ihm der Häuptling und die anderen Indianer, daß er nur beide Töchter zugleich heiraten dürfe.

Dies gefiel ihm gar nicht und er wurde sehr traurig. Als der Abend herankam und die Festgäste sich entfernten, wollten sich alle zur Ruhe begeben, der kleine Bruder aber sagte, er wolle noch auf einen Augenblick seine neuen Freunde aufsuchen, mit denen er eben Ball gespielt habe. Er nahm seinen Bogen und Pfeil, hing seinen Spiegel an den Gürtel, wie man es tut, wenn man einen Besuch macht, sagte den beiden Töchtern des Häuptlings, daß er gleich wieder da sein werde und verließ das Zelt.

Lange saßen die beiden Mädchen am Feuer im Zelte und warteten ihres Bräutigams, doch er kam und kam nicht, da fürchteten sie, daß etwas nicht in Ordnung sei und gingen aus dem Zelte, um ihn zu suchen. Aus dem Dorfe gingen etwa zwölf Wege nach verschiedenen Richtungen, die Mädchen verfolgten diese Pfade, immer einen nach dem anderen, und endlich fanden sie die Spuren des kleinen Bruders; da verfolgten sie dieselben mit großer Schnelligkeit.

Der junge Mann, der übrigens mit Namen Otterherz hieß, war den ganzen Tag lang rüstig gewandert und am Abend glaubte er, nichts mehr befürchten zu brauchen und sich daher ausruhen

zu können, da hörte er plötzlich die Stimmen der beiden Mädchen, die ihn entdeckt hatten und sich darüber sehr freuten. Er erkletterte vor Schreck eine hohe Tanne, die in der Nähe stand. Die Mädchen baten ihn, herunter zu kommen und mit ihnen zu gehen, doch vergebens, er blieb auf dem Gipfel der Tanne sitzen.

Die Mädchen hatten sich aber in den Kopf gesetzt, ihn als Gemahl zu besitzen; sie hatten Beile bei sich und begannen den Baum, auf dem Otterherz saß, umzuhauen. Unter ihren Streichen begann der Tannenbaum bald zu wanken. Da fiel dem Otterherz ein Zaubermittel ein, er pflückte die oberste Nadel der Tanne und warf sie in der Richtung des Windes in die Luft, sprang dann auf die Tannennadel und flog auf ihr weit durch die Luft, landete endlich wieder auf der Erde und rannte eilig weiter.

Da fiel der Baum, auf dem Otterherz gesessen hatte, um, und die beiden Mädchen, die im Eifer der Arbeit nicht gesehen hatten, wie Otterherz davongeflogen war, erstaunten gar sehr, daß er nicht herunterkam. Darauf untersuchten sie den Tannenbaum sehr genau, in der Absicht, die Richtung herauszufinden, in der Otterherz davongeflogen war. Endlich entdeckten sie, daß in der obersten Spitze eine kleine Nadel fehlte. Da sprachen sie: „Sieh da, was ist das? Da fehlt eine Nadel, diese wird er benutzt haben, um zu ent-

fliehen.“ Und alsbald wußten sie, welchen Weg er genommen habe.

Otterherz war indessen weit fortgetragen worden und wollte sich daher am nächsten Abend ausruhen, da hörte er wiederum die Stimmen der Mädchen, die ihn entdeckt hatten. Er hörte wie sie sprachen: „Höre, Otterherz, meinst du vielleicht, du könntest uns entgehen? Und wenn du bis ans Ende der Welt gingest, würdest du uns nicht entrinnen.“ Da bemerkte Otterherz einen großen hohlen Ahornbaum. Da er wußte, daß dieser ein sehr hartes Holz habe und daher nicht so leicht umzuhauen sei, kletterte er auf denselben und ließ sich in seine Höhlung hinabgleiten. Die Mädchen hatten nicht gesehen, welchen Baum er sich ausgesucht hatte, sie gingen daher im Walde herum und klopften mit ihren Beilen an jeden Stamm, um zu sehen, ob er hohl sei. Dabei riefen sie: „Bist du hier, schöner Freund?“ Endlich kamen sie an den richtigen Baum, aber dieser mit seinem harten Holz widerstand allen Axthieben. Sie wurden sehr müde dadurch und mußten sich ausruhen; da sagte „die Böse“ zu der guten Schwester: „Laß uns doch einmal sehen, ob in diesem Baume nicht ein kleiner Spalt ist.“ Sie untersuchten den Baum, fanden einen kleinen Spalt und sahen hinein. Da sahen sie Otterherz im Baume sitzen und das verdoppelte ihren Eifer, den Baum umzuhauen.

Da schlugen sie wie toll auf den Baum los, Otterherz aber sprach den Wunsch aus, daß eins ihrer Beile brechen möge. Kaum war dies geschehen, da rief die böse Schwester: „O weh, Schwester, mein Beil ist zerbrochen.“ „Nun,“ sprach die andere, „solange das meinige noch heil ist, brauchen wir nicht zu verzagen.“ Da sprach Otterherz den Wunsch aus, daß das zweite Beil ebenfalls zerbrechen möge, und auch diesmal wurde sein Wunsch erfüllt, das Beil zerbrach. Da sahen die beiden Schwestern ein, daß sie ihm mit Gewalt nichts anhaben könnten, daher verlegten sie sich aufs Bitten und sprachen zu ihm: „Otterherz, mein schöner Gemahl, den uns unser Vater, der mächtige Häuptling, gab, komm heraus zu mir!“ Aber Otterherz tat so, als höre er nichts und ließ sich nicht sehen.

Da sprach die böse Schwester heimlich zu der guten: „Auf diese Weise werden wir ihn nicht herauslocken. Es muß auf andere Weise geschehen. Wir wollen uns daher trennen und jede soll versuchen, ihn zu fangen, welcher von uns beiden dies gelingt, die soll ihn als Gemahl haben.“ Damit war die Gute einverstanden und die beiden Schwestern zogen in verschiedenen Richtungen davon.

Als Otterherz merkte, daß sie fort waren, blickte er aus seinem hohlen Baume hervor, er kletterte heraus und machte sich wieder auf die

Wanderschaft. Da er aber unterdessen großen Hunger bekommen hatte und zu einem Biberteiche gelangt war, beschloß er, dort zu bleiben und sich Biber zur Nahrung zu fangen. Daher legte er seinen Mantel unter einen Baum, stach einen Biberdamm durch und ließ das Wasser ab, da blieb ein großer Biber auf dem trockenen Grunde des Teiches zurück und er fing ihn.

Mit dem Biber als Jagdbeute beladen kehrte er an die Stelle zurück, die er sich als Lagerstätte ausersehen und wo er seinen Mantel hingelegt hatte, aber, o Wunder, an derselben Stelle fand er eine reizende kleine Hütte aus Birkenrinde erbaut. „Aha," dachte er, „da haben wieder die beiden Schwestern ihre Hand im Spiel", und er wollte entfliehen, aber die Müdigkeit und der Hunger waren bei ihm so stark, daß er sich der Hütte wieder zuwandte. In ihr brannte ein helles Feuer, die Hütte war sauber und nett und er kam auf den Gedanken, daß er sich doch vielleicht getäuscht habe. Er ging daher um die Hütte herum und sah durch eine Spalte in der Wand, da erblickte er nur ein Mädchen in derselben. Da dachte er, es könne die gute Schwester sein, er trat daher in die Hütte und legte den erlegten Biber vor die Tür. Da sagte das Mädchen: „Du bist wohl ein Reisender? Du wirst müde sein und Hunger haben. Ich werde dir deinen Biber kochen und dir ein Nachtlager zubereiten."

Das Mädchen häutete den Biber ab, schnitt ihn in Stücke und kochte ihn zum Abendbrot. Dabei kostete sie von den Stücken, die im Kessel schmorten; Otterherz bemerkte, daß sie sich dabei die besten Stücke aussuchte und gierig davon aß. Das gefiel ihm gar nicht, noch weniger, daß sie ihm den gewohnten Lieblingsbissen nicht vorsetzte, daher zog er sich mürrisch in einen Winkel der Hütte zurück, hüllte sich in seinen Mantel und sagte zu ihr, sie solle in einem anderen Winkel der Hütte ihr Nachtlager aufschlagen.

Als Otterherz am anderen Morgen aufbrechen wollte, fand er, daß im Kessel nichts mehr vom Frühstück übrig gelassen war, wie es üblich ist. Alles hatte das Mädchen aufgegessen; darüber wurde er sehr zornig und schalt sie tüchtig aus, da erblaßte sie, ihr Gesicht begann sich mit einem Male zu verändern, ihre Figur schrumpfe zusammen, Haare bedeckten die Haut des Mädchens und am Ende hatte sie sich in eine Wölfin verwandelt, die aus der Hütte heraussprang und in den Wald lief.

Otterherz wußte nun, mit wem er es zu tun gehabt hatte, es war die böse Schwester gewesen, bei der er zu Gast war, er erkannte sie jetzt, obgleich sie vorher eine etwas veränderte Gestalt angenommen hatte. Jetzt hatte er sie in ihrer wahren Gestalt als Wölfin gesehen, daher freute er sich, ihr auf so gute Weise entronnen zu sein

und machte sich eilig wieder auf den Weg. Am Abend machte er wiederum bei einem Biberteiche halt, legte dort seinen Mantel unter einen Baum, um daselbst sein Lager aufzuschlagen, ging zum Teiche und durchstach einen Damm, um Biber zu fangen. Als das letzte Wasser abfloß, versuchten die Biber durch die von Otterherz gemachte Öffnung zu schlüpfen, doch dieser lauerte ihnen auf und erlegte drei Biber.

Als er zu der Stelle zurückkehrte, wo er seinen Mantel niedergelegt hatte, war er sehr erstaunt, wiederum eine reizende kleine Hütte auf jenem Fleck zu sehen. Der Rauch stieg daraus empor und am Feuer sah er auch hier ein Mädchen sitzen. Da dachte Otterherz bei sich: „Wer von beiden wird es diesmal sein? Vielleicht ist es doch die gute Schwester. Ich will in die Hütte gehen und sehen, wohin sie meinen Mantel gelegt hat. Wenn ich den Mantel neben ihrem Lager finde, dann ist sie es in der Tat und dann ist sie mir zur Frau bestimmt.“ Da ging Otterherz in die Hütte, fand alles darin reinlich und nett, auch lag sein Mantel neben dem Rehfell, das sie auf ihrem Lager ausgebreitet hatte. Bei diesem Anblick dachte Otterherz bei sich: „Es ist gut, sie ist meine Frau.“

Es war ein kleines niedliches Mädchen, nicht so groß wie die am Abend vorher, auch waren

ihre Bewegungen nicht so hastig wie die der anderen. Das gefiel Otterherz wohl, und noch mehr gewann sie ihn dadurch, daß sie ihm ein ausgezeichnetes Abendessen von den Bibern zubereitete, die er erlegt hatte, und ihm dabei die besten Stücke vorlegte. Da es ihm sehr gut schmeckte, bat er sie, mit ihm zu essen. Da sagte sie: „Ich habe noch Zeit, nachher werde ich essen, was ich für gewöhnlich esse.“ „Aber“, sprach er, „ich möchte doch nicht allein essen, was ich für mich und mein Weib geschossen habe.“ Sie aber wiederholte, was sie vorher gesagt hatte und wollte aus Bescheidenheit nicht zusammen mit ihm essen. So quälte er sie nicht länger und begab sich dann bald zur Ruhe.

Mitten in der Nacht wachte Otterherz von einem Geräusch auf, das sich anhörte, als ob Mäuse oder Biber am Holze der Hütte nagten. Er blickte umher und war sehr erstaunt, denn es schien ihm, als ob seine Frau an dem verglimmenden Feuer säße und die Rinde von den Birkenruten abnage, mit denen er die Biber zusammengebunden hatte. Er glaubte, daß er träume, schlief darüber wieder ein und als er am Morgen aufwachte, stand seine kleine Frau vor ihm und reichte ihm sein Frühstück.

Da erzählte Otterherz ihr seinen Traum, sie aber blieb ernst und lachte ihn nicht aus. Da dachte er bei sich, ob es nicht doch vielleicht

Wirklichkeit gewesen, was er in der Nacht gesehen, und kein Traum. „Höre, gute Schwester,“ sagte er, „als ich dir gestern die Biber brachte, sahst du sie sehr ernst an und als du sie zerschnittest, betrachtetest du ihre Körper, ihre Pfoten und ihren Kopf sehr genau. Warum hast du das getan?“ Da wurde die kleine Frau traurig und sagte: „Ach, warum sollte ich das nicht tun, waren es doch meine Verwandten, die Biber, die du mir brachtest.“ „Was sagst du da,“ sprach Otterherz, „du stammst aus der Familie der Biber?“ „Ja,“ sagte sie, „zu dieser Familie gehöre ich.“ Da freute sich Otterherz sehr, denn Ottern und Biber sind verwandte Stämme, auch gefielen ihm die Biber sehr und besonders seine Frau, die er als so sehr anspruchslos, bescheiden und fleißig erkannt hatte. Besonders sah er daraus, daß sie ihre Verwandten für ihn geopfert hatte, daß sie ihn lieb haben müsse. Da versprach er ihr, von jetzt an nur Rehe, Vögel und andere Tiere zu jagen, nicht aber die Biber, damit sie zusammen essen könnten. Sie dagegen gewöhnte sich an das Wild, das er jagte, und knabberte nachts nicht mehr an den Birkenzweigen.

So lebten sie denn den ganzen Winter über vergnügt und munter; er ging fleißig auf die Jagd und sie besorgte den Haushalt. Als der Frühling ins Land kam, zur Zeit, wo die Indianer den

Zucker machen, zogen sie zusammen in das Zuckerlager, und dort wurde ihnen ein Sohn geboren. Otterherz erfuhr das am Abend desselben Tages, an dem er von der Jagd mit einem großen von ihm erlegten Bären heimkehrte. Da machte er sofort ein großes Fest, lud alle seine Nachbarn ein und jeder von ihnen erhielt ein Stück des Bären.

Weil sein Sohn an demselben Tage geboren war, an dem er einen Bären erlegt hatte, glaubte Otterherz, sein Sohn werde einst ein großer Jäger werden. Deshalb setzte er sich am nächsten Tage hin und begann für sein Söhnchen Bogen und Pfeile zu schnitzen. Da lachte seine Frau und sagte zu ihm, es würde wohl noch recht lange dauern, bis der Kleine Pfeil und Bogen würde gebrauchen können. „Du hast recht," sagte er und brach Bogen und Pfeile entzwei. Doch nicht lange darauf hatte er wieder ein paar Bogen und Pfeile geschnitzt, denn er war ungeduldig und wünschte, daß sein Sohn bald ein tüchtiger Jäger würde. Er freute sich schon darauf, mit ihm auf die Jagd gehen zu können und ihm den dabei nötigen Unterricht zu geben.

Als Otterherz mit seiner Gattin vom Zuckerlager heimkehrte, hatte die Frühlingssonne bereits das Eis von allen Flüssen und Teichen geschmolzen. Nun bat die kleine Frau ihren Mann, doch über jeden Fluß und Bach, an den sie auf dem

Wege gelangten, eine Brücke zu bauen, damit sie ihn trocknen Fußes überschreiten könne; er hatte ihr versprochen, dies zu tun, denn sie sagte ihm, er würde es sehr bereuen, wenn ihre Füße irgendwie naß würden.

Otterherz erfüllte sein Versprechen und baute über jeden Fluß oder Bach eine Brücke für seine Frau. Da kamen sie eines Tages an einen ganz kleinen Bach, der nur sechs Zoll breit war. Da dachte Otterherz, über einen so kleinen Bach verlohne es sich nicht, eine Brücke zu bauen und ging über denselben mit einem Schritt hinweg. Er wanderte weiter, aber plötzlich bemerkte er, daß seine Frau und sein kleiner Sohn ihm nicht mehr nachfolgten. Da ging er zu dem Bächlein zurück und fand, daß dasselbe zu einem großen, reißenden Strome geworden war. Da wurde er sehr betrübt, denn er ahnte, was geschehen sei.

Die gute Schwester war ihm mit ihrem Söhnchen nachgefolgt; als sie an den kleinen Bach gekommen war und fand, daß keine Brücke hinüberführe, stand sie still und rief nach ihrem Manne um Hilfe. Da er jedoch nicht kam, wagte sie den Sprung, doch hatte sie zu kurz getreten und berührte mit ihrem Fuße das Wasser. In demselben Augenblick verwandelten sie und ihr kleiner Sohn sich in Biber und beide schwammen in dem Bache, der urplötzlich zu einem Strome anschwoll, zum Biberteiche hin.

Otterherz wußte, wie gesagt, was geschehen sein mußte und wanderte dem Ufer des Stromes nach. Drei Tage lang dauerte seine beschwerliche Reise. da kam er am Teiche der Biber an. Da erblickte er einen Biberbau, auf diesem saß seine Frau in Gestalt eines Bibers, sie flocht aus der Rinde des weißen Holzes einen Sack, neben sich hatte sie den kleinen Biber mit einer Schnur aus der Rinde desselben Holzes angebunden.

Bei diesem Anblick wurde Otterherz sehr betrübt und bat sie, daß sie doch wieder zu ihm kommen möge, sie jedoch antwortete ihm, dies könne nicht geschehen. Sie sprach zu ihm: „Siehst du, ich habe dir meine Verwandten geopfert und bin dir nachgefolgt. Das einzige, worum ich dich bat, war, daß du mir Brücken erbautest, damit ich trockenen Fußes über die Gewässer käme. Warum hast du das nicht getan? Jetzt bin ich gezwungen, bei meinen Verwandten für immer zu bleiben.“ Da bat sie Otterherz, doch wenigstens den kleinen Sohn loszubinden und zu ihm zu lassen, aber auch dies gewährte seine Frau ihm nicht.

Und Otterherz zog als einsamer Jäger hinaus in die weite Welt, niemand weiß wohin —.

Der rote Schwan
(Ojibwä)

Drei Brüder verloren ihre Eltern, als sie noch nicht erwachsen waren. Der älteste konnte noch nicht für ihren Unterhalt sorgen, doch ging er fleißig auf die Jagd; hierdurch und durch die Nahrungsmittel, die ihnen ihr Vater hinterlassen hatte, erhielten sie sich am Leben, doch scheint es mehr durch übernatürliche Hilfe als durch ihre eigenen Bemühungen. Denn der Vater war ein Einsiedler gewesen, der sich von seinem Stamme weit entfernt hatte, so daß bei seinem und seiner Frau Tode ihre Kinder ohne Nachbarn und Freunde zurückblieben; daher hatten die Knaben keine Ahnung, daß Menschen in ihrer Nähe wohnten. Sie wußten nicht einmal, wer ihre Eltern gewesen waren, denn der älteste war zur Zeit ihres Todes zu jung, um eine deutliche Erinnerung zu haben. Verlassen wie sie waren, überließen sie sich doch nicht der Verzweiflung, sondern machten alle möglichen Versuche, sich weiterzuhelfen und lernten mit der Zeit die Jagd und den Tierfang. Der älteste Bruder wurde bald ein gewandter Jäger und sehr geschickt, Beute zu erjagen. Er wurde bekannt als Jäger auf Büffel, Elche und Renntiere, auch unterrichtete er seine Brüder in der Jagd und im Tierfang, sobald sie alt genug waren, um mit ihm zu gehen.

Als sie jagen gelernt hatten und vorsichtige Menschen geworden waren, machte ihnen der älteste einen Vorschlag; er sagte, er werde davongehen und für sie Wohnungen suchen, ihnen Frauen verschaffen und möglichst bald zurückkehren. Seine Brüder aber verwarfen diesen Plan, sie sagten, daß sie nicht mit ihm ziehen könnten. Maujee-Kewis, der zweite, erklärte laut seine Mißbilligung und sprach: „Was willst du mit solchen, die du erst holen willst, wir haben so lange ohne solche gelebt und es wird auch fernerhin ohne sie gehen.“ Seine Worte fanden Anklang, und die drei Brüder blieben noch eine Zeitlang beisammen.

Eines Tages faßten sie den Plan, daß jeder ein männliches Tier von einer solchen Art töten solle, die sehr geschickt im Jagen sei, um aus ihren Häuten Köcher zu verfertigen. Dies taten sie und schnitzten sich sogleich Pfeile, um ihre Köcher zu füllen, um jedem Zufall begegnen zu können. Bald darauf jagten sie und machten dabei eine Wette, wer zuerst mit Jagdbeute heimkommen würde und es zubereiten, um die anderen zu bewirten. Sie sollten kein anderes Tier schießen, außer solchen, die sie für gewöhnlich jagten.

Sie machten sich darauf in verschiedenen Richtungen auf den Weg. Ojibwä, der jüngste, war nicht weit gegangen, als er einen Bären sah, ein Tier, das er laut Verabredung nicht töten durfte.

Doch folgte er ihm und durchbohrte ihn mit einem Pfeil, so daß er zu Boden fiel. Obwohl es gegen die Wette war, begann er ihn sofort abzuhäuten, da färbte sich plötzlich alles in der Luft rings um ihn herum rot. Er rieb seine Augen, da er dachte, es sei eine Sinnestäuschung, doch ohne Erfolg, die rote Farbe blieb. Endlich hörte er in einiger Entfernung ein sonderbares Geräusch; zuerst glich es einer menschlichen Stimme, doch als er dem Geräusch nachging, kam er an das Ufer eines Sees und bald erblickte er das Wesen, das er suchte.

In dem See saß ein sehr schöner roter Schwan, dessen Gefieder in der Sonne glänzte, dieser gab hin und wieder dieselben Laute von sich, die er gehört hatte. Der Jäger legte einen Pfeil auf die Sehne, zielte und schoß. Der Pfeil verfehlte sein Ziel, ebenso der nächste und alle anderen, so daß sein Köcher endlich leer war. Der Schwan blieb ruhig an Ort und Stelle, drehte sich rund herum, streckte seinen langen Hals vor und tauchte seinen Schnabel ins Wasser, unbekümmert um die Pfeile, die auf ihn geschossen wurden. Ojibwä lief nach Hause, nahm alle seine Pfeile und auch die Pfeile seiner Brüder und verschoß sie alle. Da stand er nun und starrte den schönen Vogel an. Als er dastand, erinnerte er sich, daß sein Bruder ihm einmal gesagt habe, in dem Medizinbeutel ihres verstorbenen Vater befänden sich

drei Zauberpfeile. Da rannte er davon, denn sein Jagdeifer, den Schwan zu erlegen, überwand jede Scheu. Zu jeder anderen Zeit hätte er es für einen Frevel gehalten, den Medizinbeutel seines Vaters zu öffnen, jetzt aber eilte er in die Hütte, ergriff rasch die drei Pfeile und eilte zurück, wobei der übrige Inhalt des Medizinbeutels in der Hütte umhergestreut wurde.

Der Schwan war noch dort. Der Jäger schoß den ersten Pfeil auf ihn ab, der ihn nahe streifte, der zweite kam ihm noch näher; als er den dritten Pfeil ergriff, fühlte er, wie seine Hand sicherer wurde, und er schoß ihn kraftvoll ab, da sah er, wie der Pfeil den Hals des Schwanes etwas oberhalb der Brust durchbohrte. Doch konnte der Vogel noch auffliegen, zuerst langsam, mit den Flügeln schlagend, dann erhob er sich allmählich in die Luft, endlich flog er rasch in der Richtung nach Sonnenuntergang davon.

Ojibwä war enttäuscht; er ahnte, daß seine Brüder mit ihm unzufrieden sein würden. Er warf sich in die Wellen und rettete die beiden Zauberpfeile, den dritten hatte der Schwan entführt, aber er meinte, jener könne mit dem Pfeile nicht allzuweit geflogen sein, und ohne an die Folgen zu denken, war er entschlossen, ihm zu folgen.

So machte er sich denn auf den Weg, und um recht geschwind zu sein, schoß er einen Pfeil ab und rannte dann so schnell, daß der Pfeil stets

hinter ihm zu Boden fiel. Ich kann schnell laufen, dachte er, ich werde den Schwan doch noch einmal erreichen. So rannte er über Hügel und Steppen in der Richtung nach Westen, bis die Nacht hereinbrach, und sein einziges Bestreben war, immer von neuem zu laufen, wobei er sich nur nachts einen Ort zum Schlafen aussuchte. Da hörte er mit einem Male Stimmen, die wie Menschenstimmen klangen. Einige Leute schlugen Bäume um und die Streiche ihrer Äxte schallten durch die Wälder.

Als er aus dem Walde herauskam, ging die Sonne gerade am Horizonte unter, da suchte er sich einen Platz zum Schlafen, auch war er hungrig und wollte gern etwas essen, denn er war von Hause ohne zu essen fortgegangen. Doch das konnte den Eifer, mit welchem er sein Ziel verfolgte, nicht dämpfen und er fühlte, daß es ihm gelingen werde, wenn er nur geduldig ausharre.

In einiger Entfernung konnte er auf einer hohen Erdscholle ein großes Dorf sehen. Er ging darauf zu, da hörte er den Wächter Mudjee-Kokokoho, der auf einer Anhöhe stand, um die Gegend zu überschauen und das Nahen von Freund und Feind zu melden, mit lauter Stimme rufen: „Wir erhalten Besuch!“ und ein lautes Hallo! gab zu erkennen, daß man ihn gehört habe. Der junge Mann ging hinein und der

Wächter wies ihn zur Hütte des Häuptlings, wobei er sagte: „Da mußt du hineingehen“; und der Wächter ging davon. „Komm nur herein,“ sprach der Häuptling, „hier, setz’ dich,“ wobei er dahin wies, wo seine Tochter saß. „Da sollst du sitzen.“ Dann gab er ihm zu essen und man fragte ihn nur wenig, da er ein Fremder war. Nur wenn er redete, antworteten ihm die anderen. Als es dunkel wurde, sagte der Häuptling: „Tochter, nimm die Schuhe unseres Schwiegersohnes und sieh zu, ob sie gerissen sind, wenn ja, flicke sie ihm und bring’ sein Bündel herein.“ Dem jungen Manne dünkte es seltsam, daß er so freundlich aufgenommen wurde, dazu noch sofort verheiratet, ohne daß er es gewünscht hatte, obwohl das junge Mädchen recht niedlich anzusehen war. Eben wollte sie seine Schuhe ergreifen, die er abgelegt hatte, doch da er sah, daß sie es widerwillig tat und ihm dies seinerseits mißfiel, ergriff er rasch die Schuhe und hing sie auf. Er legte sich nieder und dachte an den roten Schwan, da beschloß er am frühen Morgen weiterzuwandern.

Er erwachte früh und redete das junge Mädchen an, welches ihm jedoch keine Antwort gab. Er berührte sie mit dem Finger. „Was willst du?“ sagte sie und drehte sich zu ihm herum. „Sage mir doch,“ sprach er, „wann der Schwan vorüberkam. Ich muß ihm folgen, komme aus der Hütte mit mir und zeige mir den Weg.“

„Denkst du vielleicht, du kannst ihn fangen?“ „Ja,“ antwortete er. „Du bist verrückt,“ sagte sie. Doch kam sie mit ihm heraus und zeigte ihm die Richtung, in der er zu gehen hatte. Der junge Mann ging langsam bis die Sonne aufging, dann begann er mit gewohnter Schnelligkeit weiterzueilen. Den ganzen Tag lief er so, und als die Nacht hereinbrach, war er freudig überrascht, ein zweites Dorf zu erblicken. In einiger Entfernung hörte er den Wächter rufen: „Wir erhalten Besuch,“ und bald darauf standen die Einwohner des Dorfes draußen, um den Fremden zu sehen. Wieder wurde er aufgefordert, in die Hütte des Häuptlings zu kommen, und sein Empfang daselbst glich in jeder Hinsicht demjenigen in der vorigen Nacht, nur war das junge Mädchen noch hübscher und kam ihm sehr freundlich entgegen, doch war er entschlossen, seine Reise fortzusetzen, obwohl man ihn sehr zum Bleiben nötigte. Ehe der Tag anbrach, fragte er das junge Mädchen, zu welcher Zeit der rote Schwan vorübergekommen sei und ihm den Weg zu weisen. Sie tat dies und sagte ihm, daß er gestern vorübergekommen sei, als die Sonne zwischen Mittag und Untergang stand.

Wiederum machte er sich ganz langsam auf den Weg, doch als die Sonne aufgegangen war, beschleunigte er seine Eile dadurch, daß er einen Pfeil in die Höhe schoß und ihm nachrannte,

doch jener fiel hinter ihm nieder. Nichts Bemerkenswertes ereignete sich im Laufe des Tages und er ging müßig einher. Gegen Nacht kam er an die Hütte eines alten Mannes. Kurz nach Eintritt der Dunkelheit sah er ein Lichtlein schimmern, das in einer kleinen, niedrigen Hütte brannte. Er näherte sich dieser sehr vorsichtig und sah durch die Türritze. Da erblickte er einen alten Mann, der einsam am Feuer saß und sich den Rücken wärmte, wobei sein Haupt auf die Brust herniedergesunken war. Er dachte, der Alte wisse nicht, daß er bei der Tür stehe, doch täuschte er sich, denn sobald er hineinsah, sagte der Alte: „Komm herein, lieber Enkel, setz' dich mir gegenüber, lege deine Sachen ab und laß sie trocknen. Du wirst müde sein; ich will dir etwas zu essen zurechtmachen." Ojibwä tat wie ihm geheißen. Darauf sagte der alte Mann, den er für einen Zauberer hielt: „Mein Wasserkessel steht am Feuer," und siehe da, im Augenblick stand ein Topf mit drei Beinen am Feuer. Darauf nahm er ein Getreidekorn und eine Heidelbeere und warf sie in den Topf. Da der junge Mann großen Hunger hatte, fürchtete er, daß er nur wenig zu essen bekommen würde, doch wagte er weder durch ein Wort noch durch einen Blick seinen Gedanken Ausdruck zu geben. Bald fing der Topf an zu kochen, da sprach der alte Mann und befahl ihm, sich vom Feuer zu entfernen. „Lieber

Enkel," sagte er dann, „sättige dich," und er gab ihm eine Schale und einen Löffel, die aus demselben Stoff wie der Topf waren. Der junge Mann suchte alles zu bekommen, was in dem Topfe war, er schämte sich ordentlich, es zu tun, aber bevor er sprechen konnte, sagte der alte Mann: „Iß, iß, Enkel," und ferner: „Bediene dich nur aus dem Topfe." Ojibwä erstaunte, als er in den Topf blickte, denn er war voll, daher aß er ihn gänzlich leer, und als dies geschehen war, wurde er wiederum voll, bis er seinen Hunger ganz und gar gestillt hatte. Darauf sprach der Zauberer eine Formel und der Topf ging wieder an seinen Ort in der Hütte.

Darauf legte sich der junge Mann bequem hin und hörte auf die Weisungen seines Gastgebers, der ihm riet, auszuharren, er werde sein Ziel schon erreichen. „Mehr zu sagen ist mir nicht erlaubt," sprach er, „aber geh' weiter, wie du begonnen hast und du wirst nicht enttäuscht werden. Morgen wirst du wieder zu einem meiner Kameraden, einem alten Manne wie ich, kommen, aber der, welchen du nach jenem treffen wirst, wird dir alles offenbaren, auch die Mittel und Wege, auf denen du das Ziel deiner Fahrt erreichen wirst. Oftmals ist dieser rote Schwan vorbeigekommen, doch die, welche ihm folgten, sind nie zurückgekehrt; du aber sei fest in deinem Entschluß und sei auf alles, was da kommen mag,

gefaßt.“ „So soll es sein,“ erwiderte Ojibwä, und beide begaben sich zur Ruhe.

Am anderen Morgen hatte der alte Mann seinen Zauberkessel zurechtgemacht, so daß sein Gast vor dem Aufbruch noch essen konnte. Als er davonzog, gab ihm der alte Mann noch Anweisungen für die Reise.

Ojibwä machte sich auf den Weg, besser gestimmt als je nach seiner Ausfahrt von Hause. In der folgenden Nacht traf er wieder mit einem alten Manne zusammen, der ihn freundlich aufnahm und ihm den Weg am anderen Morgen wies. Er reiste leichten Herzens, denn er hoffte nun denjenigen zu treffen, der ihm Weisungen geben würde, wie er zu dem roten Schwane gelangen könne. Gegen Anbruch der Nacht erreichte er die Hütte des dritten alten Mannes. Bevor er in die Tür trat, hörte er ihn sagen: „Lieber Enkel, komm’ herein“ und als er sogleich eintrat, fühlte er sich ganz wie zu Hause. Der alte Mann machte ihm ein Essen, wobei er wie die beiden anderen Zauberer verfuhr, auch war sein Kessel von derselben Größe und Beschaffenheit. Der alte Mann wartete bis er gegessen hatte, dann redete er ihn an: „Junger Mann, das Unternehmen, das du vorhast, ist sehr schwierig. Viele, viele junge Leute sind mit derselben Absicht hergekommen, doch nie zurückgekehrt. Sei vorsichtig, und wenn deine Schutzgeister mächtig

sind, kannst du Erfolg haben. Dieser rote Schwan, den du verfolgst, ist die Tochter eines Zauberers, der sehr reich und mächtig ist, doch seine Tochter ist für ihn weniger wert. als Wampumperlen. Er trug eine Kappe aus Wampumperlen, die an seinem Skalp befestigt war, da kamen mächtige Indianer, Krieger eines fern wohnenden Häuptlings zu ihm und sagten ihm, daß die Tochter ihres Häuptlings am Rande des Grabes stehe und daß sie seinen Skalp mit den Wampumperlen brauche, um gesund zu werden. Sie sagte: „Wenn ich ihn sehen darf, werde ich gesund werden.“ Deswegen kamen die Krieger zu dem Zauberer, und als sie ihm lange zugeredet hatten, ließ er sich schließlich dazu herbei, seinen Kopfschmuck herzugeben, da er Mitleid mit dem jungen Mädchen hatte, doch als er ihn abnahm, blieb sein Kopf kahl und blutig. Seitdem sind mehrere Jahre vergangen und er ist noch nicht geheilt. Die Krieger aber hatten ihn in Wahrheit betrogen und jetzt tanzen sie mit dem Skalp von Dorf zu Dorf und spielen mit demselben. Jedesmal wenn er beschädigt wird, stöhnt der alte Mann vor Schmerzen. Diese Indianer sind dem Zauberer zu mächtig; viele Menschen haben es schon versucht, den Skalp für ihn zurückzuerlangen, sie haben sich ihm geopfert, aber ohne Erfolg. Der rote Schwan hat schon manchen jungen Mann verlockt ebenso wie dich; sie waren

dazu ausersehen, den Skalp zurückzubringen. Wem es gelingt, der soll den roten Schwan als Belohnung erhalten. Am Morgen wirst du deinen Weg weiter verfolgen und am nächsten Abend wirst du zur Hütte des Zauberers kommen, doch bevor du hineingehst, wirst du sein Stöhnen hören, dann wird er dich sogleich hereinbitten und du wirst ihn allein in der Hütte sehen. Er wird dich ausfragen über deine Träume und die Zauberkraft deiner Schutzgeister, dann wird er dich auffordern, seinen Skalp zurückzubringen, auch wird er dir den Weg zeigen, und wenn du dich dazu aufgelegt fühlst, geh nur drauf los, mein Sohn, sei tapfer, harre aus, und ich ahne, daß es dir gelingen wird." Der junge Mann erwiderte: „Ich will's versuchen."

Am nächsten Morgen, als er aus dem Zauberkessel gegessen hatte, machte er sich in aller Frühe auf den Weg. Gegen Abend kam er zu der Hütte, wie ihm gesagt worden war, und bald hörte er das Stöhnen des Zauberers. „Komm herein," sprach dieser, noch ehe der junge Mann an der Tür stand. Als er eintrat, sah er, daß der ganze Kopf des Zauberers blutig war, und hörte ihn schrecklich stöhnen. „Setz' dich, setz' dich," sprach jener, „ich werde dir indessen etwas kochen." Er machte es dann ebenso wie die anderen Zauberer und bereitete ihm ein Mahl. „Du siehst," sagte er, „wie arm ich bin, alles

muß ich selber tun.“ Dies sagte er, um ihm zu verbergen, daß der rote Schwan anwesend sei, aber Ojibwä bemerkte, daß in der Hütte ein Vorhang war und er hörte dahinter dann und wann ein Rascheln. Nachdem er seine Beinkleider und Schuhe abgelegt hatte, aß er, darauf begann der alte Zauberer ihm zu berichten, wie er seinen Skalp verloren hatte, er erzählte die Leiden, die er auszustehen habe, sein Verlangen, ihn wiederzuerhalten, die verunglückten Versuche, die bereits gemacht waren, und fügte hinzu, daß jene, die ihn geraubt hätten, zahlreich und mächtig seien. Dann erklärte er, wie am besten und einfachsten zu verfahren sei, um den Skalp wiederzuerlangen, wobei er den jungen Mann bei seinem Ehrgeiz faßte; schließlich sprach er von großen Reichtümern. Dabei unterbrach er öfters seine Rede und sprach unter Seufzen: „Oh, wie abscheulich sie ihn behandeln.“ Ojibwä hörte ernst und aufmerksam zu. Der alte Mann fragte ihn dann betreffs seiner Träume besonders zu der Zeit, wenn er gefastet und sich das Gesicht geschwärzt hätte, um sich Schutzgeister zu verschaffen.

Darauf erzählte ihm der junge Mann einen Traum. Der Zauberer seufzte. „Nein, der ist’s nicht“, sagte er. Da erzählte ihm der junge Mann einen zweiten Traum, wieder seufzte jener und sprach: „Der ist es nicht.“ Darauf erzählte ihm

der junge Mann noch zwei oder drei andere Träume. Bei jeder Erzählung stöhnte der Zauberer und sagte ganz bekümmert: „Nein, das sind sie nicht.“ Da dachte der junge Mann bei sich: „Wer bist du eigentlich, du kannst stöhnen soviel du willst, ich mag dir jetzt keine Träume mehr erzählen.“ Da fing der Zauberer an zu bitten: „Hast du denn nicht noch Träume von anderer Art?“ „Ja,“ sagte der junge Mann und erzählte ihm einen. „Das ist er, das ist er,“ schrie der Zauberer, „du rettest mir das Leben. Das wollte ich dir nur sagen,“ und er freute sich sehr. „Willst du nun gehen und zusehen, ob du mir meinen Skalp holen kannst?“ „Ja,“ sprach der junge Mann, „ich will gehen. Übermorgen, wenn du die Habichte wirst schreien hören, soll dir das ein Zeichen sein, daß ich Erfolg gehabt habe, dann mußt du dein Haupt zubereiten und aus der Tür hervorsehen, daß ich in dem Augenblick, wo ich ankomme, den Skalp daraufsetzen kann.“ „Ja, ja,“ sagte der Zauberer, „es soll geschehen wie du sagst.“

Am nächsten Morgen machte er sich in aller Frühe auf den Weg, sein gefährliches Abenteuer zu bestehen, und um die Zeit, wo die Sonne sich neigt, also am Nachmittag, hörte er die Stimmen einer großen Menge Menschen. Doch da er gerade in einem Walde war, sah er nur ein paar Leute, aber je weiter er ging, um so zahlreicher

wurden sie. Als er in eine Ebene hineinkam, wurden ihre Köpfe so zahlreich wie Baumblätter. In der Mitte dieser Menschenmenge sah er einen hohen Pfahl und an demselben hing etwas — das war der Skalp. Er hörte abgerissene Bruchstücke eines Liedes, des Sau-sau-quan, denn sie tanzten um den Pfahl herum einen Kriegstanz. Bevor er bemerkt wurde, verwandelte er sich in einen Kolibri und flog auf den Skalp zu.

Als er so an einigen Leuten vorbeiflog, die neben dem Pfahl standen, hörten sie, wie er an ihren Ohren vorbeisummte. Sie sprangen zur Seite und fragten einander, was das sein möge. Der junge Mann hatte fast den Skalp erreicht, doch fürchtete er, daß man ihn bemerken könne, wenn er ihn losmache, und verwandelte sich in eine Daune und flog in dieser Gestalt auf den Skalp zu. Er machte ihn los und trug ihn langsam davon, denn sein Gewicht war ziemlich groß. Er mußte sich sehr anstrengen, ihn zu halten und die Indianer zu verhindern, ihn zu ergreifen. Als sie sahen, wie er sich in Bewegung setzte, fingen sie an zu schreien: „Er wird uns genommen, er wird uns genommen.“ Er schwebte ein paar Fuß über ihnen dahin, die Indianer tobten unter ihm wie besessen, er aber war nicht zu erreichen und sie gaben bald die Verfolgung auf. Als er ein wenig weiter war, verwandelte er sich in einen Habicht und flog mit seiner Beute unter Geschrei

davon. Zur selben Zeit hatte der Zauberer seinen Weisungen entsprechend den Kopf aus der Hütte gesteckt, da hörte er den Schrei des Habichts und bald hernach hörte er dessen Flügel rauschen. Im Augenblick stand Ojibwä vor ihm. Sogleich gab er dem Zauberer einen harten Schlag mit dem Wampumskalp auf den Kopf, sein Körper erbebte unter dem Schmerz des Schlages, der Skalp saß fest. Der junge Mann ging in die Hütte, setzte sich hin und fühlte sich ganz wie zu Hause. Der Zauberer mußte sich noch recht lange von dem betäubenden Schlage erholen, daß der junge Mann fürchtete, ihn getötet zu haben, daher freute er sich sehr, als jener Lebenszeichen von sich gab; erst bewegte er sich, dann setzte er sich aufrecht. Doch wie war Ojibwä erstaunt, als er sah, daß es kein alter, gebrechlicher Mann mehr war, sondern daß einer der hübschesten jungen Männer vor ihm stand, die er je gesehen.

„Ich danke dir, mein Freund," sprach jener, „Du siehst, daß deine Güte und Tapferkeit mir mein früheres Aussehen zurückgegeben haben. So war es bestimmt und du hast nun gesiegt." Der junge Zauberer bat seinen Befreier, noch einige Tage bei ihm zu bleiben und sie schlossen Freundschaft miteinander. Doch erwähnte der Zauberer in ihren Gesprächen niemals den roten Schwan.

Endlich kam der Tag heran, wo Ojibwä sich

zur Abfahrt rüstete. Der junge Zauberer beschenkte ihn zum Lohn für seine Güte und Tapferkeit reichlich mit Wampumperlen, Kleidern und allen möglichen anderen Dingen, die ihn zu einem einflußreichen Manne machen konnten. Aber obwohl der junge Mann sehr neugierig war wegen des roten Schwanes, ließ er sich doch nichts merken, da er merkte, daß er sich dadurch etwas vergeben würde, zumal der andere, dem er einen so großen Dienst erwiesen hatte, dessen Gastfreund er war und der ihn so reich belohnt hatte, ebensowenig davon geredet hatte, vielmehr sich darüber völlig ausschwieg.

Ojibwä hatte sein Gepäck für die Abreise fertiggemacht und sie rauchten zum Abschied miteinander; da sagte der junge Zauberer zu ihm: „Freund, du weißt, weswegen du von so fern hierher kamst. Du hast dein Ziel erreicht und mich gar sehr verpflichtet. Deine Ausdauer soll nicht unbelohnt bleiben und wenn du ähnliches wie dies in Zukunft unternimmst, mit demselben Geiste wie jetzt, wird dir alles gelingen. Meine Pflicht gebietet mir, zu bleiben wo ich bin, obwohl ich sehr glücklich wäre, wenn ich mit dir ziehen dürfte. Ich habe dir gegeben, was dein ganzes Leben lang dir genügen wird. Aber ich sehe, daß du es nicht recht wagst, von dem roten Schwan zu sprechen. Ich habe gelobt, daß derjenige, der mir meinen Skalp wiederbrächte, den

roten Schwan als Belohnung erhalten soll.“ So sprach er und hob den Vorhang, da erblickte der junge Mann den roten Schwan. Es war ein sehr hübsches Mädchen und als sie hoch aufgerichtet vor ihm stand, konnte man unmöglich alle ihre Reize beschreiben, denn sie erschien wie aus einer höheren Welt. „Nimm sie,“ sprach der junge Zauberer, „sie ist meine Schwester, behandle sie gut, sie ist deiner würdig, und das, was du an mir getan, verdient noch mehr. Sie ist bereit, mit dir zu deinen Verwandten und Freunden zu gehen und war es schon, als du herkamst. Meine besten Wünsche geleiten euch beide.“ Da blickte sie sehr freundlich auf ihren Zukünftigen, der nun von seinem Freunde Abschied nahm und zusammen mit ihr dem Ziel seiner Wünsche die Heimreise begann.

Sie zogen langsam dahin und erreichten nach zwei oder drei Tagen die Hütte des dritten alten Mannes, der ihm aus seinem kleinen Zaubertopfe zu essen gegeben hatte. Er nahm sie sehr freundlich auf und sagte: „Da siehst du, was du durch deine Ausdauer erreicht hast; bleib' dabei und du wirst in allen deinen Unternehmungen Glück haben.“

Am nächsten Morgen, als sie aufbrachen, nahm er von der Wand der Hütte einen Beutel, den er dem jungen Manne gab, wobei er sprach: „Lieber Enkel, ich schenke dir das, er enthält ein Ge-

schenk für euch; auch hoffe ich, daß du lange und glücklich leben wirst.“ Darauf nahmen sie von ihm Abschied und zogen weiter.

Bald erreichten sie die Hütte des zweiten alten Mannes. Dort wurden sie ebenso aufgenommen wie in der ersten und auch dieser gab ihnen ein Geschenk, wobei ihnen der alte Mann Glück wünschte. Sie wanderten weiter und erreichten das erste Dorf, durch welches der junge Mann bei seiner Hinreise gekommen war. Der Wächter meldete sie an und er wurde in die Hütte des Häuptlings gewiesen. „Setz dich, Schwiegersohn,“ sprach der Häuptling und wies auf einen Platz neben seiner Tochter. „Und du auch,“ sagte er zu dem roten Schwan.

Das junge Mädchen, die Häuptlingstochter, machte sich irgendwie zu schaffen, wobei sie bemüht war, ihre Gleichgültigkeit an den Tag zu legen allem gegenüber was da geschehen mochte; nicht einmal ihr Haupt erhob sie, um hinzusehen. Bald darauf sprach der Häuptling: „Laßt einen das Bündel unseres Schwiegersohnes hereinbringen.“ Als es hereingebracht worden war, öffnete der junge Mann einen der Beutel, die er von einem der alten Männer erhalten hatte. Darin fand er Wampumperlen, Kleider und anderes mehr, das schenkte er seinem Schwiegervater und alle waren über den Wert und Reichtum seiner Gabe erstaunt. Die Tochter des Häuptlings blickte nur

flüchtig auf das Geschenk, dann auf Ojibwä und seine schöne Frau, darauf hörte sie auf zu arbeiten und blieb den ganzen Abend still und gedankenvoll sitzen.

Sie sprachen über seine Erlebnisse; dann forderte ihn der Häuptling auf, seine Tochter am Morgen mitzunehmen. Der junge Mann sagte „Ja." Darauf sprach der Häuptling: „Tochter, mach' dich bereit, am Morgen mit ihm zu gehen."

Es war ein Maujeekewis in der Hütte, welcher glaubte, er habe das junge Mädchen zur Frau erhalten, der sprang auf und sagte: „Wer ist denn der, daß er sie für ein paar Geschenke bekommen soll? Ich werde ihn töten!" und er erhob ein Messer, welches er in der Hand hielt. Aber er wartete nur bis einer ihn zurückhielt und setzte sich dann hin, denn er war ein zu großer Feigling, als daß er es gewagt hätte.

Am frühen Morgen reisten sie weiter, begleitet von den Wünschen ihrer neuen Freunde, und erreichten gegen Abend das zweite Dorf. Der Wächter meldete sie, und zahlreiche Männer, Frauen und Kinder kamen heraus, sie zu sehen. Wieder wurden sie in die Hütte des Häuptlings geführt, der sie mit den Worten begrüßte: „Sei willkommen, Schwiegersohn," und ihn einlud, neben seiner Tochter Platz zu nehmen. Dasselbe taten die beiden Frauen. Nach den üblichen Begrüßungen, Rauchen und Essen forderte der

Häuptling den jungen Mann auf, von seinen Reisen zu berichten, wobei alle möglichen Leute zuhörten. Diese blickten erstaunt und verwundert auf den roten Schwan, weil er so schön war. Ojibwä erzählte ihnen seine ganze Geschichte. Da sagte ihm der Häuptling, daß seine Brüder im Dorfe gewesen seien, um ihn zu suchen, sie seien jedoch zurückgekehrt und hätten jede Hoffnung, ihn wiederzusehen, aufgegeben. Zum Schluß sagte er, er solle seine Tochter mit sich nehmen, da er so glücklich und tapfer gewesen sei. „Denn obwohl deine Brüder," sagte er, „hier waren, waren sie doch zu zaghaft, um eine unserer Hütten zu betreten, sie fragten nur nach dir und kehrten dann heim. Nimm meine Tochter, behandele sie gut, das wird uns noch enger verbinden."

In allen Dörfern gibt es einen, der närrisch oder ein Clown ist; auch hier war es so, denn ein Maujeekewis war in der Hütte. Als nun der junge Mann seinem Schwiegervater die Geschenke gegeben hatte, wie er es vorher auch getan, sprang der Maujeekewis erregt auf und rief: „Wer ist dieser Fremde, daß er sie haben durfte! Ich selbst will sie haben." Der Häuptling befahl ihm, still zu sein und niemand zu stören oder zu ärgern, der ihr Gast sei. „Nein, nein," schrie er ungestüm und machte einen Versuch, den Fremden zu schlagen. Ojibwä machte sich nichts aus

seinen Drohungen und beachtete ihn gar nicht. Da schrie jener noch lauter: „Ich will sie haben; ich will sie haben!“ In einem Augenblick wurde er durch einen Schlag zu Boden gestreckt, den ihm der Häuptling mit der Kriegskeule gab. Als er wieder zu sich kam, schalt ihn der Häuptling wegen seiner Narrheit und forderte ihn auf, hinauszugehen und den alten Weibern Geschichten zu erzählen.

Darauf lud der Fremde eine Anzahl Familien ein, ihre Jagdgründe aufzusuchen, die voll Wild seien. Sie waren's zufrieden und am Morgen versammelte sich eine Menge Menschen, den jungen Mann zu begleiten; ihnen folgte der Häuptling mit einer Anzahl Kriegern in ziemlicher Entfernung. Als man zurückkehrte, hielt der Häuptling eine Ansprache und rief den Segen des großen guten Geistes auf seinen Schwiegersohn und dessen Begleiter herab.

Nach einigen Tagesreisen kamen Ojibwä und seine Begleiter in Sicht seines Hauses. Die anderen blieben zurück, während er allein voranging, um seine Brüder zu begrüßen. Als er in die Hütte trat, fand er alles voll Schmutz und mit Asche bedeckt, auf der einen Seite saß sein ältester Bruder mit geschwärztem Gesicht in der Asche und jammerte laut. Auf der anderen Seite saß Maujeekewis, sein zweiter Bruder, auch dessen Gesicht war geschwärzt, sein Haupt aber war

mit Federn und Schwanendaunen bedeckt; er sah so sonderbar aus, daß sich der junge Mann nicht des Lachens enthalten konnte, denn jener war offensichtlich so sehr mit Trauern beschäftigt, daß er gar nicht seines Bruders Ankunft bemerkte. Der älteste sprang auf und schüttelte ihm die Hände, küßte ihn und war sehr glücklich, ihn wiederzusehen.

Nachdem Ojibwä alles wieder ins rechte Geleise gebracht hatte, erzählte er ihnen, daß er jedem von ihnen eine Frau mitgebracht habe. Als das Maujeekewis hörte, hüpfte er und sprach: „Warum bist du gerade jetzt gekommen?“ Er ging an die Tür und schaute nach der Frau aus. Dann begann er wieder zu hüpfen und zu lachen, wobei er sagte: „Weiber! Weiber!“ Das war der einzige Empfang, den er seinem Bruder bereitete. Ojibwä ließ sie sich dann waschen und anziehen. denn er wollte sie mit den anderen bekannt machen. Maujeekewis hüpfte und wusch sich, dabei konnte er es jedoch nicht lassen, hin und wieder zu gehen und nach der Frau auszuschauen. Als sie herbeikamen, sagte er: „Ich will diese haben, nein, die andere“, er wußte nicht, wen er nehmen solle, er ging und setzte sich einen Augenblick hin, dann ging er, blickte umher und lachte; er war ganz närrisch.

Als alles in Ordnung war und alle sich gesetzt hatten, übergab Ojibwä die eine Frau seinem

älteren Bruder, indem er sprach: „Diese Frauen sind mir anvertraut worden, jetzt gebe ich jedem von euch eine; so will es der Herrscher.“ Maujeekewis sprach: „Ich denke, drei Frauen sind reichlich genug für dich.“ Der junge Mann führte das andere Mädchen zu Maujeekewis und sagte: „Lieber Bruder, hier ist eine Frau für dich, und nun lebt glücklich.“ Maujeekewis ließ wie beschämt den Kopf hängen, aber hin und wieder warf er einen verstohlenen Blick auf seine Frau und ebenso auf die anderen Frauen. Nach und nach kam er näher an seine Frau heran und bald war ihm, als wenn sie schon seit Jahren verheiratet seien. „Frau,“ sagte er, „ich will auf die Jagd gehen,“ und fort war er.

So lebten sie denn eine Zeitlang friedlich beisammen und ihr Dorf gedieh, die Einwohner mehrten sich und hatten alles in Hülle und Fülle. Eines Tages gaben jedoch die beiden älteren Brüder einen gewissen Unwillen zu erkennen wegen des Betragens des Ojibwä, der die Zauberpfeile ihres verstorbenen Vaters genommen hatte; sie tadelten ihn und nötigten ihn, andere zu beschaffen, wenn dies möglich sei. Damit beabsichtigten sie, ihn zu entfernen, so daß einer von ihnen hernach seine Frau erhalten könne. Als er eines Tages sie angehört hatte, sagte er, er wolle gehen. Maujeekewis und er gingen zusammen in ein Schwitzhaus, um sich zu reinigen. Dort so-

gar, obwohl es ein heiliger Ort war, schalt ihn Maujeekewis wegen der Pfeile. Er versprach ihm nochmals, daß er gehen wolle und verließ sie, seinem Wort getreu, am nächsten Tage.

Nach einer langen Reise kam er zu einer Öffnung in der Erde, stieg hinunter und gelangte zu den Wohnungen der verstorbenen Seelen. Das Land war schön anzusehen, auch war es sehr groß; er sah viele Tiere von verschiedener Art. Das erste Tier, das sich ihm näherte, war ein Büffel. Er war höchst erstaunt, als diese Tiere ihn mit menschlichen Stimmen anredeten. Sie fragten ihn, weswegen er käme, wie er herabgekommen sei und warum er so kühn sei, das Land der Toten zu besuchen. Er sagte ihnen, er suche magische Pfeile, um seine Brüder zu beruhigen. „Schön,“ sagte der Büffel-Häuptling, der nur aus Knochen bestand. „Jawohl, wir wissen es“ und er sowohl wie seine Begleiter entfernte sich ein wenig, wie wenn sie ihn fürchteten. „Du bist an einen Ort gekommen,“ begann der Büffelgeist, „wo nie vorher ein lebendiger Mensch hinkam. Du mußt sofort zu deinem Stamme zurückkehren, denn deine Brüder versuchen, dein Weib zu entehren. Du wirst sehr alt werden und glücklich sterben, aber in unseren Wohnstätten kannst du nicht länger bleiben.“ Ojibwä blickte, wie er glaubte, nach Westen und sah ein helles Licht, wie wenn die Sonne in

vollem Glanze strahlte, aber die Sonne sah er nicht. „Was für ein Licht sehe ich denn da?“ fragte er. Der Knochenbüffel antwortete: „Das ist der Ort, wo die wohnen, die gute Menschen waren.“ „Und jene finstere Wolke,“ fragte Ojibwä wiederum. „Schlechtigkeit,“ antwortete der Büffel. Weiter fragte er nicht und mit Hilfe seiner Schutzgeister kam er wieder auf die Erde und sah die Sonne wie immer scheinen und atmete die reine Luft. Was er sonst in den Wohnungen der Toten sah und seine Reisen und Abenteuer vor seiner Heimkehr sind unbekannt.

Nachdem er lange gewandert war, um zu erfahren, womit er sein Volk glücklich machen könne, kam er eines Abends an sein Dorf, er ging hindurch zu seiner Hütte, da hörte er laute Stimmen und er bemerkte, daß sich seine Brüder um den Besitz seiner Frau stritten. Sie war jedoch standhaft geblieben und betrauerte ihren Gatten, den sie für tot hielt. Der edle Jüngling hatte alles mit angehört, was seine Brüder sprachen. Darauf betrat er die Hütte würdevoll wie ein tapferer und ehrenhafter Mann. Er sprach kein Wort, legte vielmehr seine Zauberpfeile auf den Bogen und erschoß seine Brüder. So endete der Streit zwischen den Söhnen des Einsiedlers.

Ojibwä aber vereinigte sich wiederum glücklich mit seiner Frau, dem roten Schwan.

Kosmogonie der Irokesen
(Die feindlichen Brüder)

Einst war die ganze Oberfläche der Erde von Wasser bedeckt, auch herrschte völlige Finsternis, durch welche nie ein Lichtstrahl drang. Zu jener Zeit wohnten die Menschen in einem Lande, das in höheren Regionen lag, und sie besaßen alles, was das Leben angenehm und erfreulich macht, im Überfluß. Die Wälder waren voll Wild, die Seen und Flüsse voll Fische und Wasservögel, und die Felder brachten von selbst eine Fülle von Früchten hervor, davon die Menschen essen konnten. Eine unbewölkte Sonne leuchtete über ihre Tage, Stürme und Ungewitter kannte man in jenem glücklichen Lande nicht.

Auch kannten die Einwohner weder den Tod noch seine Vorboten, Schmerz und Krankheit, ihr Herz, frei von den zermürbenden Leidenschaften des Neides, Hasses, der Bosheit und Rachsucht, war völlig glücklich.

Es ereignete sich jedoch etwas, das ihren friedlichen Zustand unterbrach und das Sorge und Angst in ihnen erweckte. Ein junger Mann von hohem Rang zog sich von ihren geselligen Vergnügungen zurück. Er erging sich mit Vorliebe in den einsamsten Gegenden des Waldes, Sorge

und Verdruß malten sich in seinen Zügen und allmählich sah sein Körper nur noch wie der Schatten eines Menschen aus, so sehr vernachlässigte er sich. Seine besorgten Freunde suchten immer und immer wieder vergebens die Ursache seines Kummers zu erfahren, bis er endlich mürbe geworden dem Drängen seiner Kameraden nachgab und ihnen versprach, ihnen die Ursache seines Verdrusses zu verraten, unter der Bedingung, daß sie einen gewissen Fichtenbaum mit den Wurzeln ausgraben würden und denselben auf seine Kleider am Rande der Höhle legen und seine Frau daneben setzen würden.

Sie willfahrten seinem Wunsche und taten so, der verhängnisvolle Baum wurde mit den Wurzeln ausgegraben, wobei die Erde so tief durchstochen wurde, daß sich ein Schacht in den Abgrund auftat. Neben die Öffnung wurden die Kleider hingelegt und der junge Mann legte sich darauf, während seine Frau sich neben ihn setzte. Die anderen Menschen, neugierig zu sehen, was da sonderbares vor sich gehe, drängten sich rings herum; da ergriff er plötzlich zu ihrem Schrecken und ihrer Verwunderung seine Frau, die damals schwanger war, und stürzte sie kopfüber in die finstere Tiefe; darauf erhob er sich vom Erdboden und redete die anderen an, er eröffnete ihnen, daß er seit einiger Zeit seine Frau in Verdacht habe, daß sie ihm untreu sei, und daß er

nunmehr die Ursache seiner Bekümmernis entfernt habe, bald würde er wieder gesund und munter wie früher sein.

Alle Vögel und Amphibien, die jetzt die Erde bewohnen, lebten damals in dem ungeheuer großen Gewässer, welchem die Frau in ihrem Fall zustrebte. Der Eistauchervogel bemerkte ihre Ankunft zuerst und rief eine Beratung zusammen, um einen Empfang für sie vorzubereiten. Da sie bemerkten, daß das Wesen, welches zu ihnen kam, ein menschliches war, waren sie der Ansicht, daß sie notwendigerweise etwas Erde brauchte, um darauf zu existieren. Zuerst beriet man daher, wer die Erde tragen solle. Da meldete sich der Seebär, um seine Kraft zu zeigen. Sogleich kamen alle anderen Tiere herbei und setzten sich auf seinen Rücken; der Bär aber vermochte diese Last nicht zu tragen und sank unter den Spiegel des Wassers. Da erklärte ihn die ganze Versammlung für unfähig, die Erde zu tragen.

Noch einige andere Tiere meldeten sich zu diesem Versuch, doch mit dem gleichen Mißerfolg. Zuletzt kam die Schildkröte bescheiden herbei und bot ihre große Schale als Fundament für die Erde an, die eben im Begriff war, sich zu bilden. Die Tiere machten darauf eine Probe, ob die Schildkröte die Kraft haben würde, das Gewicht zu tragen, und da sie merkten, daß ihre ver-

einigte Last nicht imstande war, die Schildkröte unter die Oberfläche des Wassers zu drücken, übergaben sie ihr das Ehrenamt, die Erde zu tragen.

Als das Fundament auf diese Weise beschafft war, wurde weiter beraten, wie man Erde bekommen könne. Man kam auf den Gedanken, daß solche am Grunde der See zu holen sein müßte. Einige der geschicktesten Taucher gingen auf die Suche danach, doch alle, die wieder aus dem Wasser hervorkamen, waren gestorben. Schließlich wagte das Wiesel das gefährliche Unternehmen, tauchte hinab und nach längerer Zeit wurde sein Körper an die Oberfläche getrieben. Die Tiere untersuchten ihn genau und fanden in einer seiner Pfoten ein kleines bißchen Erde, das es vom Grunde der See gekratzt hatte. Dies hob man sorgfältig auf und legte es der Schildkröte auf den Rücken. Während dieser Zeit fiel die Frau immer weiter herab und landete schließlich auf dem Rücken der Schildkröte. Die Erde war bereits etwa so groß wie der Fuß eines Mannes geworden, da stellte sie sich auf dieselbe mit einem Fuß über den anderen. Bald darauf hatte sie Platz für beide Füße, dann konnte sie sich hinsetzen.

Die Erde dehnte sich immer weiter aus und bildete bald eine kleine Insel, die mit Weiden, Wasserpflanzen und Gesträuch eingefaßt war,

schließlich breitete sie sich zu einer großen Ebene aus, auf welcher Ströme und kleinere Flüsse dahinflossen, die in sanftem Laufe ihre Wasser in den Ozean ergossen. Atahentsic, die Frau, begab sich darauf an das Ufer der See, errichtete eine Hütte und ließ sich in ihrer neuen Wohnung nieder.

Bald darauf gebar sie eine Tochter und die Erde lieferte ihnen ihren Unterhalt, bis das Kind erwachsen war. Da begehrten sie viele von den Tieren, die die Gestalt junger Männer annahmen, zur Frau. Als erster erschien der Eistauchervogel als Freier, er hatte die Gestalt eines großen wohlgekleideten und hübschen jungen Mannes. Als er sich mit der Mutter besprochen hatte, wurde seine Werbung abgewiesen. Noch einige andere stellten sich vor und wurden von der Mutter abgewiesen, bis schließlich die Schildkröte mit ihrem kurzen Hals, kurzen krummen Beinen und krummen Rücken als Freier herbeikam und auch angenommen wurde.

Als das Mädchen sich zum Schlafen niederlegte, stellte die Schildkröte über ihrem Leibe zwei Pfeile in Form eines Kreuzes auf, dessen einer eine Feuersteinspitze, der andere eine Spitze aus der rauhen Rinde eines Baumes trug und ging davon. Das Mädchen wurde nach einiger Zeit die Mutter zweier Söhne, die im Irokesischen Yoskiki und Thoitsaron heißen, doch starb sie

bei deren Geburt. Bevor die Kinder nämlich geboren wurden, besprachen sie miteinander, wie sie am besten ans Licht der Welt kommen könnten. Der jüngere war der Ansicht, daß der natürliche Weg der beste sei, während der andere sich entschloß, den kürzesten Weg zu wählen und die Wände seines Kerkers zu durchbrechen. Als er dies tat, tötete er natürlich seine Mutter und legte so die erste Probe seiner boshaften Veranlagung ab. Die Großmutter ward über den Tod ihrer Tochter ergrimmt und beschloß, die Kinder zu töten. Sie nahm dieselben auf den Arm, ging ans Meer und warf beide hinein. Kaum hatte sie ihr Zelt wieder erreicht, da erschienen die Kinder am Eingang. Mehrere Male versuchte sie, die Kinder zu ertränken, doch immer vergebens. Schließlich verlor sie den Mut und beschloß, sie am Leben zu lassen.

Dann teilte sie den Körper ihrer Tochter in zwei Teile und warf sie nach oben gegen den Himmel, wo der obere Teil zur Sonne, der untere zum Monde wurde, weswegen der letztere die Form eines menschlichen Gesichtes (?!) zeigt. Damit begann der Wechsel von Tag und Nacht in der Welt.

Die Kinder wuchsen rasch zu Männern heran und wurden geschickte Bogenschützen. Der ältere, dessen Name im Oneida Thau-wisk-a-lau war, der eine große Bosheit und Grausamkeit an-

zeigt, besaß den Pfeil der Schildkröte, dessen Spitze aus Feuerstein bestand, und tötete damit die größten Waldtiere. Der jüngere, dessen Name in derselben Sprache Tau-lou-ghy-au-wan-goon war, was auf eine große Güte und Milde hindeutet, besaß den Pfeil, dessen Spitze aus Rinde bestand. Der erstere war wegen seiner Bosheit und Geschicklichkeit sowie wegen seines Erfolges in der Jagd ein Liebling seiner Großmutter. Sie lebten im Überfluß, gaben aber dem jüngeren Bruder nichts davon ab, dessen Pfeil nicht stark genug war, um andere Tiere zu erlegen als Vögel.

Als dieser Jüngling eines Tages am Ufer entlang ging, erblickte er einen Vogel, der auf einem Baumast saß, welcher über das Wasser ragte. Er versuchte, ihn zu schießen, doch sein bisher unfehlbarer Pfeil flog weit über das Ziel und fiel ins Wasser. Er wollte ihn wieder holen, schwamm zu der Stelle, wo er niedergefallen war, und tauchte unter. Da kam er zu seinem Erstaunen an eine kleine Hütte. Er trat ein und wurde von einem ehrwürdigen alten Manne, der darin saß, mit freundlich-väterlichem Lächeln empfangen, der ihn also anredete: „Mein Sohn, sei willkommen im Hause deines Vaters. Um dich zu sehen, habe ich alles so gelenkt, wie es kommen mußte, um dich hierher zu bringen. Hier ist dein Pfeil und hier ist eine Kornähre, die dir eine gute und angenehme Nahrung sein wird. Ich habe

wohl bemerkt, wie unfreundlich deine Großmutter und dein Bruder waren. Solange er noch am Leben ist, kann die Erde niemals bevölkert werden, daher mußt du ihn töten. Wenn du nach Hause kommst, sollst du die ganze Erde durchstreifen und alle Feuersteine sammeln, die du findest, auch sollst du alle Bockshörner aufhängen. Das sind die einzigen Dinge, die dein Bruder fürchtet; das sind die einzigen, die seinem Körper etwas anhaben können, denn der ist aus Feuerstein. Dann wirst du Waffen haben, die du stets zur Hand hast, wohin er auch gehen mag.“ Diese und andere Lehren erhielt er von seinem Vater; darauf kehrte er auf die Erde zurück und machte sich sofort daran, seines Vaters Worten zu gehorchen.

Als dies geschehen war, schlug der ältere Bruder eine Jagdpartie vor. Als sie auf dem Wege zum Jagdgefilde waren, fragte er den jüngeren, vor was für Gegenständen er sich besonders fürchte. Der gab vor, daß es für ihn nichts furchtbareres gebe als Buchenzweige und Binsen und fragte seinerseits den Thau-wisk-a-lau, was er am meisten fürchte. Dieser antwortete: „Nichts mehr als Feuersteine und Bockshörner, nichts anderes kann mich verletzen, neulich erst wurde ich überall durch solche belästigt.“

Als sie am Orte der Jagd angekommen waren, ging der ältere Wild jagen und überließ dem

jüngeren die gewöhnliche Arbeit, seine Hütte zu bauen und ihm alles behaglich einzurichten. Nach einiger Zeit kam er erschöpft und hungrig zurück, nahm ein leckeres Mahl zu sich, das ihm sein Bruder zubereitet hatte und zog sich in die Hütte zurück, um sich schlafen zu legen. Als er fest eingeschlafen war, zündete der jüngere Bruder am Eingang der Hütte ein großes Feuer an. Bald wurde der ältere Bruder gar sehr durch die Hitze belästigt, der Feuerstein, aus dem sein Körper bestand, dehnte sich aus und barst in großen Stücken von seinem Leibe. Äußerst wütend und racheschnaubend brach er durch das Feuer, das vor der Hütte brannte, eilte zum nächsten Ufer und bewaffnete sich mit einem großen Zweige, mit diesem kam er zurück, um seinen Bruder zu bestrafen und zu töten.

Er schlug heftig auf seinen Bruder los, doch alle seine Schläge machten gar keinen Eindruck auf jenen, der ihn seinerseits mit Feuersteinen warf und mit Bockshörnern bearbeitete, so daß die Feuersteinspäne von seinem Körper in großer Menge abfielen, da begab er sich zu einem Sumpf in der Nähe und pflückte sich ein Bündel Binsen, mit welchem er zum Kampfplatz zurückeilte, doch wieder mit demselben Mißerfolg. Als er sah, daß er betrogen sei und seinen Zweck nicht erreichen könne, ergriff er die Flucht. Bei seiner Flucht erbebte die Erde. Eine grünende

Ebene, vom fernen Ozean begrenzt, lag vor ihm, hinter ihm sank die Erde in tiefen Tälern und furchtbaren Schluchten zusammen oder erhob sich zu hohen Bergen oder mächtigen Abgründen. Die Ströme hörten in ihrem Laufe auf, durchbrachen ihr Bett und stürzten in Wasserfällen die Klippen hinunter oder schäumten durch felsige Gründe in das Meer.

Der jüngere Bruder folgte dem Flüchtling mit mächtigen Schritten und verwundete ihn fortwährend mit seinen Waffen. Schließlich brach er in einer fernen Gegend, bei den Steppen des Westens, zusammen und sein Feuersteinkörper fiel zu Boden.

Als der große Feind des Schildkrötenstammes vernichtet war, kamen diese aus der Erde in Menschengestalt hervor, vermehrten sich eine Zeitlang und verbreiteten sich über die Erde.

Atahentsic, die Großmutter, geriet in grimmigen Zorn über den Verlust ihres Lieblingssohnes und sann auf Rache. Einige Tage lang hintereinander ließ sie den Regen in Strömen aus den Wolken herabfallen, bis die ganze Erdoberfläche bis zu den Spitzen der Berge mit Wasser bedeckt war. Die Menschen flohen zu ihren Booten und entrannen der drohenden Vernichtung. Die Großmutter, enttäuscht, befahl dem Regen, aufzuhören, und den Gewässern, zu fallen, so daß die Erdbewohner wieder zu ihren früheren Wohn-

sitzen gelangten. Dann versuchte sie auf eine andere Weise ihr Ziel zu erreichen und bedeckte die Erde mit einer Sintflut von Schnee. Um diesem neuen Übel zu entgehen, nahmen die Menschen ihre Zuflucht zu ihren Schneeschuhen und vereitelten so ihre Rache. Schließlich gab sie wütend und enttäuscht ihren Plan auf, die ganze Menschheit zu vernichten, und beschloß, sich an ihnen in anderer Weise zu rächen, und zwar weniger durchgreifend, aber doch auch wirksam. Daher hat sie seitdem ihrer Bosheit entsprechend den Menschen alle diejenigen Plagen gesandt, unter denen sie bis heute zu leiden haben.

Tarenyawagon, im Oneida: Tau-lou-ghy-au-wan-goon, seinerseits zeigt seine grenzenlose Freundlichkeit dadurch, daß er den Menschen alle Segnungen zukommen läßt, deren sie sich erfreuen, sie alle entspringen seiner milden Fürsorge. Später lebte er unter seinen Brüdern unter dem Namen Hiawatha. Der Name Tarenyawagon bedeutet wörtlich „Der Halter oder Träger des Himmels“. Hiawatha war der Diener des Tarenyawagon und führte das aus, was dessen gutem Willen den Menschen gegenüber entsprach.

Der Wettlauf des Coyote mit der Schildkröte
(Arikara)

Einst traf ein Coyote eine Schildkröte. Der Coyote rühmte sich seiner Schnelligkeit, doch die Schildkröte sagte: „Ich glaube, ich kann besser rennen als du.“ Darauf sprach der Coyote: „Morgen wollen wir einen Wettlauf abhalten.“ In jener Nacht gingen sie heim und machten sich für den Wettlauf am nächsten Morgen bereit. Als die Schildkröte zu Hause angekommen war, wälzte sie sich ruhelos auf ihrem Lager, denn sie wußte, daß der Coyote ein guter Läufer sei. Doch sprach die Schildkröte bei sich: „Ich will es mit ihm aufnehmen, ich will zu den anderen Schildkröten gehen, die sollen mir helfen.“ Daher ging die Schildkröte zu ihren Freunden und sagte zu ihnen: „Ich werde mit dem Coyote um die Wette laufen; ich bitte euch, mir zu helfen.“ Sie teilte ihnen mit, an welchem Orte sie zu laufen gedächten und wie groß die Strecke sei, die sie laufen würden.

Da erboten sich einige Schildkröten mitzukommen und ihrem Freunde dabei behilflich zu sein, den Coyote zu besiegen. Alle Schildkröten kamen an den Ort des Wettlaufs. Eine Schildkröte stellten sie am Ende der Rennbahn auf, eine zweite Schildkröte stellten sie hinter dieser in

einer großen Entfernung auf, eine dritte ebenso hinter der zweiten, und so weiter, und am anderen Ende wurde die Schildkröte, welche rennen sollte, aufgestellt. Jede Schildkröte trug einen großen Stab und verbarg sich in der Erde.

Am nächsten Morgen traf die Schildkröte mit dem Coyote zusammen. Der Coyote rannte umher und war vergnügt, denn er dachte, er werde die Schildkröte besiegen. Die Schildkröte und der Coyote machten sich zum Ablauf bereit und die Schildkröte gab das Zeichen zum Ablauf. Der Coyote lief und die Schildkröte kroch in ihre Höhle. Als der Coyote über einen kleinen Hügel kam, sah er, daß die Schildkröte bereits einen Vorsprung vor ihm habe, er lief ihr nach und überflügelte sie. Die Schildkröte warf ihren Stab fort und kroch in den Erdboden.

Als der Coyote an einen zweiten Hügel kam, sah er die Schildkröte wiederum vor sich, wieder hatte sie einen Vorsprung und wieder holte er sie ein, wieder kroch die Schildkröte in die Erde. Der Coyote rannte weiter, und als er zu einem dritten Hügel kam, da hatte die Schildkröte ihn schon vorher erreicht. Der Coyote holte sie ein und überholte sie. Und so wiederholte sich das Spiel noch einige Male. Am Ende erreichte der Coyote völlig erschöpft das Ziel, da stand die Schildkröte bereits und der Coyote brach mit den Worten „Du hast mich besiegt“ zusammen.

Vom Mädchen, das einen Stern heiratete
(Arikara)

Vor langen Jahren, als das Volk noch am Missouri wohnte, lebten in einem Dorfe zwei Mädchen, die Nachts außerhalb ihrer Hütte auf einem Baume schliefen. Als sie eines Nachts auf dem Baume lagerten, sprachen sie von den verschiedenen jungen Männern im Stamme, die sie liebten. Die eine sagte, sie liebe einen gewissen Jüngling, während die andere behauptete, sie liebe keinen jungen Mann ihres Stammes. Sie sah zum Himmel auf und erblickte einen leuchtenden roten Stern, der gegen Osten am Himmel stand. Da sprach sie: „Da steht der Stern, den ich liebe, und wenn jener Stern auf diese Erde herabkommen würde, möchte ich ihn wohl heiraten.“ Darauf legten sich die Mädchen schlafen.

Am Morgen erhoben sie sich und gingen Wasser holen; als sie zurückkamen, erblickten sie ein Stachelschwein. Die Mädchen liefen hinter ihm her und suchten es zu erlegen, dabei sagte die eine, sie wünsche das Stachelschwein zu fangen, da sie nicht genug Stacheln für eine ihrer Arbeiten habe. Das Stachelschwein kletterte auf einen Baumwollbaum, der am Flusse stand, und das Mädchen kletterte ihm nach. Das andere Mädchen wollte nach Hause gehen, um eine Axt zu holen, mit der sie den Baum fällen wollte,

aber jenes sonderbare Mädchen, welches behauptet hatte, daß sie den Stern liebe, sagte: „Nein, laß mich klettern", und sie erkletterte den Baum.

Als das Mädchen beim Erklettern des Baumes war, wuchs dieser höher und immer höher. Das Mädchen entschwand den Blicken, daher ging das andere Mädchen, welches unten stand, heim und erzählte, was geschehen sei. Das Mädchen kletterte weiter dem Stachelschwein nach, bis sie in eine andere Welt gelangte. Als das Mädchen in diese andere Welt kam, bemerkte sie, daß sie in einem sonderbaren Lande sei, sie begann daher zu schreien.

Das Stachelschwein hatte sich in einen Mann verwandelt, dieser redete das Mädchen an und sprach: „Was schreist du? Ich bin der Stern, den du gesehen hast und von dem du behauptet hast, daß du ihn liebest." Das Mädchen bemerkte, daß der Mann nicht jung, vielmehr im mittleren Alter sei, obwohl er recht gut aussah. Sie blieb daher bei ihm und hatte ihn lieb; der Mann aber ging jede Nacht aus. Jede Nacht weinte sie, denn sie wollte zu ihrem Stamme zurückkehren.

Nach einigen Jahren gebar sie einen Knaben, der bei seiner Geburt einen Stern auf dem Vorderkopfe trug. Seine Mutter sah es. — Eines Tages sagte die Frau zu ihrem Manne, ihr Sohn wolle ein paar wildwachsende Rüben haben und daß sie

gehen und ihm solche graben wolle. Der Mann meinte, es sei recht, daß sie diese Rüben graben wolle, doch riet er ihr, sie nicht in den Tälern zu graben, sondern nur auf Anhöhen. Als sie dahinging, um jene Rüben zu graben, mußte sie an ihren Stamm denken und begann zu wehklagen. Dann begab sie sich ins Tal und grub in der Erde, um eine Rübe zu bekommen. Ihr Grabestock durchfurchte die Erde; sie entfernte den Erdboden und sah durch eine plötzlich entstandene Öffnung herab, da erblickte sie die Menschen unten auf der Erde. Da merkte sie, daß sie weit entfernt von ihrem Stamme sei.

Sie bedeckte die Öffnung und begann zu jammern; da hörte sie die Stimme einer Frau, welche sie rief. Die Stimme sprach: „Liebe Tochter, was jammerst du?“. Sie antwortete: „Ich jammere wegen meiner Anverwandten, sind sie doch fern, fern unter uns. Ich wurde von meinem Gatten, der ein Stern ist, nach oben gebracht.“ Die Frau bat das Mädchen, mit Jammern aufzuhören, sie wolle ihr helfen. Sie nahm das Mädchen mit zu ihrer Höhlenwohnung, die in den Felsen gehauen war, und redete mit ihr dort. Sie riet ihr, sie solle ihren Gemahl bitten, ihr, wenn er auf die Büffeljagd gehe, die sämtlichen Sehnen eines Büffels zu geben, und daß sie dieselben zu ihr bringen solle, hieraus wolle sie einen Sehnenstrick fertigen, der bis auf die Erde herabreichen werde.

Als das Mädchen nach Hause kam, erzählte sie ihrem Manne, daß sie viel zu nähen habe, und daß sie dazu Sehnen brauche, daher bat sie ihn, alle Sehnen, die ein Büffel habe, zu sammeln, so daß sie reichlichen Vorrat habe und ihn um keine weiteren Sehnen zu bitten brauche. Als der Mann auf die Jagd ging, erlegte er einen Büffel, da nahm er alle Sehnen heraus, die er entdecken konnte, doch vergaß er die beiden Sehnen des Schulterblattes. Er brachte die Sehnen seiner Frau und gab sie ihr.

Eines Tages, als der Mann fort war, nahm sie die Sehnen mit zu der alten Frau und gab sie ihr. Darüber freute sich die Alte und sprach: „Geh' jetzt nach Hause und bleibe dort; ich will einen Strick machen, und wenn er fertig ist, sollst du es erfahren, dann kannst du zu deinem Stamme zurückkehren.“ Das Mädchen ging heim und wartete, aber nach einiger Zeit besuchte sie die Alte in ihrer Wohnung. Da sah sie die Haufen Stricke, welche die alte Frau machte. Kaum war die Alte mit dem Strick fertig, hieß sie das Mädchen kommen und sagte ihr, sie möge zu ihr kommen, wenn ihr Mann abwesend sei. Auch das junge Mädchen hatte einen langen Strick aus Sehnen gefertigt, doch gesondert von demjenigen, den die alte Frau gemacht hatte. Diesen nahm sie mit, als sie sich zur Wohnung der Alten begab.

Darauf gingen die beiden Frauen zu dem Tale

und gruben dort eine Höhle, die groß genug war, um sie mit ihrem Knaben auf dem Rücken hindurchzulassen. Nachdem dies geschehen war, ging sie heim, nahm ihr Kind auf den Rücken, bedeckte es mit ihrem Gewande und band dies um ihre Brust. Dann ging sie zu jenem Orte. Die Alte hatte einen riesigen Stock mitgebracht, der über die Öffnung gelegt wurde, und der Sehnenstrick wurde an denselben gebunden. Dann band das Mädchen den Sehnenstrick um den Leib und bedeckte ihre Hände mit einem Teil ihres Kleides. Sie glitt an dem Strick hinab, hinab, hinab, und nach einiger Zeit merkte sie, daß der Strick sein Ende erreicht habe. Die Erde aber war immer noch in weiter Ferne. Da nahm sie ihren eigenen Strick und band ihn an den Strick, an dem sie angebunden war. Von diesem machte sie sich los und befestigte sich an dem zweiten Strick und glitt an ihm hinab. Sie glitt hinab, bis sie an seinem Ende war, und da befand sie sich in der Höhe des größten Baumes. Da sie sah, daß sie nicht herabkommen konnte, machte sie eine Schlinge und setzte ihren Fuß hinein und da hing sie.

Als der Mann nach Hause kam, bemerkte er ihre Abwesenheit, da machte er sich auf die Suche. Nach kurzer Zeit kam er zu der Öffnung und erblickte durch dieselbe seine Frau, wie sie an dem Stricke hing. Da nahm er einen

kleinen Stein von etwa Daumengröße auf, brachte ihn zur Höhle und legte ihn auf den Strick, wobei er sagte: „Ich will, daß du jetzt am Strick herabgleitest und die Frau auf den Kopf triffst. Töte sie, aber verletze meinen Sohn nicht.“ Als er den Stein herniederließ, hörte man ein Geräusch wie Donner; der Stein glitt am Stricke hinab, schlug der Frau gerade auf den Kopf und tötete sie. Als sie auf die Erde herabfiel, glitt der Knabe aus ihrem Kleide hervor und fiel zu Boden, ward aber nicht verletzt.

Der Knabe stand da, wo seine Mutter lag, war er doch bereits etwa fünf oder sechs Jahre alt. Er wollte sich am Tage fortbegeben und am Abend wollte er wiederkommen, unter das Kleid kriechen und die Brust nehmen. Das tat er einige Tage lang, dann verließ er sie und wandte sich westwärts. Er kam zu einer Kürbispflanzung und einem Kornfelde und nahm Ähren, die er roh aß, dann kehrte er zu seiner Mutter zurück und setzte sich nieder.

Am Morgen begab sich die Eigentümerin des Feldes, eine alte Frau, auf ihr Feld und bemerkte daselbst die Fußspuren eines Kindes. Sie war sehr erfreut darüber, ging nach Hause und verfertigte einen kleinen Bogen nebst Pfeilen, auch machte sie einen kleinen Spielball und einen Stock dazu. Denn die alte Frau dachte, wenn das Kind ein Mädchen sei, werde es den Spielball

wählen und wenn ein Knabe, Bogen und Pfeil. Auf diese Weise gedachte sie herauszubekommen, ob das Kind ein Knabe oder ein Mädchen sei. Die alte Frau verfertigte also diese Gegenstände und nahm sie ins Feld mit, wo sie sie liegen ließ.

Am nächsten Tage kam der Knabe wieder auf das Feld, da sah er jene Gegenstände am Boden liegen. Als er Bogen und Pfeil sah, sprang er darauf zu und nahm sie auf. Dann ging er zu der Kürbispflanzung und begann nach den Kürbissen zu schießen. Da kam die alte Frau herbei und ergriff den Knaben. Sie nannte ihn ihren Enkel und sagte ihm, sie habe ihn schon lange erwartet, dann nahm sie ihn in ihre Wohnung mit.

Der Knabe freute sich, bei seiner Großmutter sein zu können. Bevor seine Großmutter sich aufs Feld begab, pflegte sie eine Menge Getreide zu rösten, dann streute sie die Körner in ihrer Hütte aus, rief dann „Holla“ und sagte: „Amseln, kommt und freßt das Korn, das ich euch bereitet habe.“ Die Amseln kamen dann stets in Schwärmen in die Hütte und fraßen das Korn, das die Alte auf dem Boden verstreut hatte. Dann pflegte die alte Frau aufs Feld zu gehen und den Knaben allein zu Hause zu lassen. Zuweilen ging der Knabe auf die Jagd nach Kaninchen und kleinen Vögelchen. Wenn die Alte abends nach Hause kam, pflegte sie eine Menge Korn zu nehmen und es in einem Mörser zu stampfen, aus dem zer-

stampften Korn machte sie Mehlbrei. In der Hütte hing ein Vorhang aus Büffelleder. Wenn die Alte den Mehlbrei gemacht hatte, pflegte sie ihn in einer Schale hinter den Vorhang aus Büffelleder zu stellen. Warum sie das tat, wußte der Knabe nicht.

Als eines Tages die alte Frau hinausgegangen war, um die Amseln zu füttern, begann der Knabe ein wenig Korn zu rösten. Als er eine größere Menge geröstet hatte, ging er hinaus, rief laut und sprach: „Kommt, ihr Amseln, ich habe für euch das Korn zubereitet, das mir meine Großmutter zuzubereiten befahl; kommt und freßt!“ Da kamen die Amseln in Schwärmen in die Hütte. Der Knabe aber ging heraus, verstopfte den Schornstein mit einem Stück Büffelleder, dann verstopfte er den Eingang mit einer trockenen Büffelhaut, so daß die Vögel nicht herauskommen konnten, nahm eine Keule und sagte: „Ihr Amseln, ich werde euch jetzt alle töten, denn ihr habt fortwährend meiner Großmutter das Korn weggefressen. Ihr sollt das in Zukunft nicht mehr tun.“ Darauf begann der Knabe in der Hütte hinter den Vögeln mit der Keule herzulaufen und sie zu töten. Er erlegte sie alle und legte sie auf einen Haufen.

Als die Großmutter heimkam, sprach der Knabe zu ihr: „Großmutter, ich habe all' diese Amseln getötet, die immerfort dein Korn gefressen haben,

das sollen sie in Zukunft nicht mehr tun." Die alte Frau war anscheinend froh, sie sagte dem Knaben, daß er recht getan habe, die Vögel zu töten. Der Knabe sprach: „Du kannst die Amseln kochen, immer ein Paar zur Zeit." — Doch die alte Frau war in Wirklichkeit nicht so froh, wie es schien, denn jene Amseln waren ihre Feldhüter. Sie nahm die Vögel in ihr Kleid und trug sie aus der Hütte, darauf machte sie sie wieder lebendig und sprach: „Liebe Amseln, fliegt fort." Dann kehrte die Alte in die Hütte zurück.

Darauf trug die alte Frau dem Knaben auf, in den Wald zu gehen und eine gut gewachsene Esche zu hauen und einige kleinere Zweige zu holen. Dies tat der Knabe, die Alte machte einen Bogen und Pfeile und trug dann dem Knaben auf, westwärts zu gehen und die Pfeile in einen Teich zu werfen, zu dem er kommen würde; auch sagte sie ihm, daß er dabei zu sprechen habe: „Großvater, ich möchte den stärksten Bogen haben, den du mir geben kannst, dazu wunderbare Pfeile." Da nahm der Knabe die Stöcke auf und wanderte von der Hütte aus in westlicher Richtung, bis er zu dem Teiche kam. Dort warf er die Stöcke ins Wasser und sagte: „Großvater, gib mir den stärksten Bogen und wunderbare Pfeile," dann kehrte er heim. Am nächsten Morgen begab sich der Knabe wieder zu dem Teiche, da fand er am Ufer einen schwarzen Bogen und vier

schwarze Pfeile. Er nahm sie auf und ging heim.

Jeden Tag ging der Knabe auf die Jagd, denn jetzt hatte er treffliche Pfeile und einen starken Bogen. Einst sah er, wie die alte Frau eine Schale mit Mehlbrei hinter den Vorhang aus Büffelleder stellte. Als sie aufs Feld gegangen war, wurde der Knabe neugierig, zu erfahren, warum die Alte den Mehlbrei hinter den Vorhang stelle, denn jedesmal, wenn sie die Holzschale wieder zurücknahm, war kein Mehlbrei mehr darin. Der Knabe näherte sich dem Vorhange, hob ihn hoch und erblickte eine Schlange, die ihn mit großen Augen anstarrte. Da sagte der Knabe: „Ah! Ich sehe jetzt! Du bist der, welcher meiner Großmutter allen Mehlbrei wegfrißt.“ Da nahm der Knabe seinen Bogen und die Pfeile, schoß die Schlange in den Kopf und tötete sie. Die Schlange gab einen gewaltig lauten Ton von sich, fiel um und glitt in den Teich. In diesem Augenblick breitete sich das Wasser des Teiches aus und bildete einen See.

Als die alte Frau nach Hause kam, sagte der Knabe zu ihr: „Großmutter, ich habe das große Ungeheuer erlegt, welches hinter dem Vorhang lag, hat es dir doch allen Mehlbrei weggefressen.“ Die Alte antwortete: „Du hast recht getan, lieber Enkel, ich bin froh, daß du es erlegt hast. Es ist in den See zurückgekehrt und wird dort für immer

bleiben." — In Wirklichkeit war die alte Frau nicht froh, sondern wütend, denn sie merkte jetzt, daß der Knabe übernatürliche Kräfte habe; sie wünschte ihn daher zu töten. Doch ließ sie sich nichts merken; sie faßte den Plan, ihn an einen Ort zu senden, der der Aufenthalt wilder Tiere war. — Als der Knabe sich entfernt hatte, weinte und jammerte sie um ihren Gatten, der die Schlange gewesen war. Sie sagte, ohne daß es der Knabe hörte: „Enkel, du hast deinen Großvater getötet."

Als am nächsten Tage die alte Frau sich anschickte, auf ihr Kornfeld zu gehen, warnte sie den Knaben, einen gewissen Platz aufzusuchen, denn derselbe sei sehr gefährlich. Als die Alte aufs Feld gegangen war, begab sich der Knabe an den Ort, den er nicht aufsuchen sollte, und spähte dort nach allen Richtungen umher. Schließlich sah er einen Berglöwen, der auf ihn zukam, in der Absicht, ihn anzunehmen, doch befahl er dem Berglöwen, anzuhalten, und jener gehorchte. Der Knabe führte den Berglöwen zur Hütte der alten Frau und bat sie, herauszukommen, er habe ein Reittier für sie, das sie aufs Feld tragen könne. Sie sagte zu dem Knaben, sie sei erfreut, daß er das Tier gebracht habe, doch flüsterte sie in sich hinein: „Du mußt wirklich ein wunderbarer Knabe sein, und doch sollst du sterben." Darauf nahm sie das Tier in den Wald

und hieß es sich entfernen, denn der Knabe sei wunderbar und könne es töten. Als die Alte sich ihrer Hütte wieder zuwandte, flüsterte sie bei sich: „Du mußt ein wunderbarer Knabe sein, ich werde dich jedoch an einen Ort senden, wo du meine Tiere nicht töten kannst.“

Darauf warnte die alte Frau den Knaben, an einen bergigen Ort zu gehen, da dieser gefährlich sei. Trotzdem ging der Knabe hin. Da stürzte ein brauner Bär auf ihn los; diesem befahl er, anzuhalten und ihm nichts zu tun; der Bär gehorchte. Da ergriff der Knabe den Bären beim Ohr und führte ihn in die Hütte der alten Frau. Er sagte: „Großmutter, ich habe ein Tier für dich, das ist sehr zahm. Du kannst darauf reiten, auch kann es dir beim Jäten des Feldes helfen.“ Die alte Frau war anscheinend froh, in Wirklichkeit aber nicht. Sie nahm den Bären, führte ihn in den Wald und hieß ihn davongehen, da der Knabe wunderbar sei und ihn töten könne.

Dann warnte die Alte den Knaben, in die Gegend im Südwesten zu gehen, dort lebten vier wunderbare Männer. Trotzdem ging der Knabe hin und erblickte die vier wunderbaren Männer, welche auf der Büffeljagd waren. Die Männer bemerkten ihn und sprachen: „Da kommt der Enkel der alten Frau. Er ist ein wunderbarer Knabe.“ Der Knabe kam näher und sah, daß die Männer eine Büffelkuh häuteten, und als deren

Eingeweide ausgenommen wurden, sah der Knabe, daß die Kuh ein Kalb trug, welches die Männer herausnahmen. Der jüngste der Männer hob das Kalb auf und sprach: „Enkel der alten Frau, nimm dies deiner Großmutter mit.“ Der Knabe sprang zurück, denn er bekam Furcht. Als der jüngste Mann sah, daß er sich vor dem Kalbe fürchte, versuchte er, es nahe an ihn heranzubringen. Der Enkel der alten Frau rannte vor dem Kalbe davon, bis er zu einem Baume kam, den er erkletterte. Der junge Mann setzte das Kalb unten an den Baum, so daß der Knabe nicht herunterkommen konnte. Dann gingen die Männer mit ihrem Fleische beladen heim. Der Knabe saß mehrere Tage auf dem Baume und kam beinahe um. Da erschien einer von den Männern und sagte: „Enkel der alten Frau, wenn du uns deine Großmutter versprechen willst, werde ich dies Kalb fortnehmen.“ Der Knabe erwiderte: „Ich verspreche es.“ Da nahm der Mann das Kalb fort.

Der Knabe kam vom Baume herab und begab sich nach Hause. Als die Alte den Knaben kommen sah, sagte sie, daß sie sich freue, ihn wiederzusehen, denn sie hatte gedacht, er sei getötet worden. Sie fragte den Knaben, wo er gewesen sei und was ihn so lange aufgehalten habe. Er berichtete ihr, die Männer hätten versucht, ihn zu töten, dadurch, daß sie das Kalb in seine Nähe

gebracht hätten. Auch sagte er ihr, er habe den Männern versprechen müssen, daß sie die Alte haben könnten, wenn sie das Kalb von dem Baume entfernen würden; daß er es versprochen habe und sie das Kalb entfernt hätten. Die alte Frau sagte, es sei recht, aber sie habe noch eine Bitte an sie zu richten, und zwar, daß sie dem Knaben etwas für seine Großmutter geben sollten. Daher ging der Knabe und suchte die Männer in ihrer Hütte auf. Er sprach zu ihnen: „Was gebt ihr mir für meine Großmutter? Meine Großmutter ist damit einverstanden, euch zu heiraten." Die Männer antworteten: „Wir geben dir dafür einen Bogen und Pfeile." Der Knabe ging nach Hause und berichtete seiner Großmutter, daß die Männer ihm einen Bogen und Pfeile geben wollten. Die Alte sagte darauf: „Es ist gut, das war es, was du haben solltest. Geh' zur Hütte der wunderbaren Männer und wenn du hineinkommst, wende dich nach der Südseite der Hütte, da stehen fünf Bogen. Nimm den mittleren Bogen und sage: „Diesen will ich für meine Großmutter haben."

Da ging der Knabe in die Hütte mit den Männern. Er eilte der Südseite zu, da waren die Bogen, an die Hüttenwand gelehnt. Er ergriff den mittelsten Bogen und die Pfeile. Die Männer waren alle betrübt, daß er gerade diese auserwählt hatte. Da sagte der Knabe zu den Männern, sie

könnten nun zum Hause seiner Großmutter gehen; dies taten sie und heirateten sie.

Als sie die Hütte verlassen hatten, rief die Alte den Knaben herbei und sprach: „Nimm diese Flöte, geh um das Haus der wunderbaren Männer herum und blase auf ihr.“ Ihr Enkel nahm die Flöte, ging zur Hütte der wunderbaren Männer und blies die Flöte, herumgehend. Sobald die Männer die Flöte hörten, erschraken sie und verstopften ihre Hütte mit Erde, doch der Knabe blies ununterbrochen, nahm er doch jetzt an ihnen Rache dafür, daß sie das Kalb in seine Nähe gebracht hatten. Die Männer verzehrten das Fleisch, welches sie noch in der Hütte hatten, doch hatten sie bald nichts mehr. Da mußten sie Hungers sterben und man hörte auf Erden nichts mehr von ihnen.

Der junge Mann ging heim und erzählte der Alten, daß die Männer tot seien, daß die Erde sie aufgenommen habe. Die alte Frau war zufrieden, doch dachte sie gleich darauf: „Jetzt ist es an der Zeit, meinen Enkel in gefährliche Gegenden zu schicken, damit er getötet werde, und ich ihn los bin.“ Da sagte die Großmutter zu dem Knaben, er solle ja nicht auf einen gewissen Hügel gehen, da jener Ort sehr gefährlich sei. Der Knabe begab sich auf den Hügel und fand daselbst eine Grube. In diese ging er hinein und bemerkte, daß es die Wohnung von Schlangen sei. Bevor er die

Grube betrat, nahm er einen großen Stein auf und nahm ihn hinein; als er sich in der Hütte in der Schlangengrube hinsetzte, legte er zuerst den Stein auf den Fußboden und setzte sich darauf wie auf einen Stuhl. Die Schlangen freuten sich, den Knaben zu sehen. Dieser sagte: „Nun, ihr sitzt hier in einer Grube und versucht Adler zu fangen. Es will mir scheinen, daß ihr eigentlich einen Fremden in eurer Grube begrüßen solltet. Ich bin euch offenbar nicht angenehm.“ Da sagten die Schlangen: „Enkel der alten Frau, du hast recht, wir wollen dir etwas zu essen geben.“ Da legte eine der Schlangen glühende Kohlen auf den Herd und briet darauf eine lange Wurst für den Knaben. Als dieselbe fertig war, wurde sie herausgenommen und dem Knaben gegeben. Dieser ergriff sie an beiden Enden und brachte dieselben zusammen. Darauf erzählte er den Schlangen, er habe einen langen Weg hinter sich und sei sehr hungrig, daher möchte er recht gern essen; doch als er sah, daß die Wurst nicht gut zubereitet war, konnte er sie nicht essen. Und er drehte an den Enden herum, da flüsterten die Schlangen untereinander: „Wie, er weiß, daß dies eine Schlange ist? Hat er doch den Kopf abgedreht.“ Als er den Kopf abgedreht hatte, sah er deutlich, daß es eine Schlange war. Da warf er den Kopf ins Feuer und legte die Wurst wiederum auf die heißen Kohlen und briet sie nochmals.

Dabei ließ er die Schlange ganz und gar verbrennen, so daß er sie nicht essen konnte. Nach einer kleinen Weile hörte er die Schlangen sagen: „Worauf wartet ihr noch?“ Da krochen einige Schlangen unter die Erde und versuchten dann in den Knaben hineinzukriechen, sie wollten den Stein umstoßen und den übrigen Schlangen sagen, daß sie nichts dagegen tun könnten, daß der Knabe auf einem Stein sitze.

Da sagte der Knabe: „Wir wollen uns ein paar Geschichten erzählen.“ Die Schlangen sprachen: „Laßt den Enkel der alten Frau zuerst seine Geschichte erzählen.“ Aber der Knabe erwiderte: „Nein, ihr müßt die erste Geschichte erzählen.“ Da sagte der große Häuptling der Schlangen, er wolle eine Geschichte erzählen. Dies tat er auch und berichtete, wie ein Mädchen gesagt habe, daß sie einen gewissen Stern liebe, wie sie am folgenden Tage ein Stachelschwein gefunden habe, daß dieses auf den Baum geklettert sei, und daß auch sie den Baum erklettert habe, daß der Baum in die Höhe gewachsen sei, daß sie zu dem Stern, den sie liebte, gelangt sei und ihn geheiratet habe, daß ihnen ein Knabe geboren worden sei, und daß dieser das Abbild eines Sternes auf dem Vorderhaupt getragen habe, weil der Vater des Knaben ein Stern gewesen sei. Ferner, daß die Frau ihren Mann gebeten habe, ihr Sehnen zu besorgen, daß sie diese einer alten Frau gegeben

habe, die daraus einen Strick gemacht hätte; daß der Stern vergessen habe, die zwei Schultersehnen des Büffels herauszunehmen, weswegen der Strick zu kurz gewesen sei, um den Boden zu erreichen. Daß dann der Stern seine Frau und das Kind vermißt habe, daß er eine Öffnung in der Erde gefunden, worauf er einen Stein aufgenommen und ihn am Strick hinabgesandt habe, um die Frau zu töten, wobei er ihm auftrug, das Kind zu verschonen. Die Schlange erzählte weiter, das Kind wäre zur Wohnung der alten Frau gekommen und auf ihr Feld gegangen, da habe die Alte Pfeil und Bogen sowie Spielball und Stock verfertigt, um zu erfahren, ob das Kind ein Knabe oder ein Mädchen sei; der Knabe sei gekommen, habe den Bogen genommen und nach den Kürbissen auf dem Felde geschossen, da habe ihn die Alte gefangen, ihn heimgenommen und ihn zu ihrem Enkel gemacht, so daß er überall als der Enkel der alten Frau bekannt wurde. Darauf habe der Knabe durch seine Zauberkraft die Amseln auf der Erde verbreitet, ebenso die Berglöwen und die Bären; sogar die Wasserschlange habe er getötet und in den See zurückgeschickt; diese sei eigentlich sein Großvater gewesen, daher habe er den Mann der alten Frau umgebracht, seinen Großvater. Dann habe der Knabe die vier wunderbaren Männer besucht, diese hätten ein Kalb in einer Büffelkuh gefunden, sie hätten das-

selbe in seine Nähe zu bringen versucht, um ihn zu erschrecken; da sei er auf einen Baum geklettert und sie hätten das Kalb unten hingelegt, so daß er nicht herunterkommen konnte, da habe er seine Großmutter den vier wunderbaren Männern angeboten, wenn sie das Kalb entfernten und ihn herunterließen. Dann erzählte die Schlange, wie er von den Männern den wunderbaren Bogen nebst Pfeilen erhalten habe, daß jene die alte Frau geheiratet hätten, daß jedoch hernach dem Knaben von seiner Großmutter eine Flöte gegeben worden sei, um sich an den vier Männern zu rächen, daß er diese getötet habe, worauf sie von der Erde verschwunden seien. Jetzt aber sei der Enkel der alten Frau zu einem Volke gekommen, das in einer Grube sitze, um Adler zu fangen, er sitze jetzt vor ihnen auf einem Stein, habe eine große Wurst zu essen bekommen, jedoch gemerkt, daß es eine Schlange sei, sie ins Feuer geworfen und verbrannt. „Damit," sagte der Häuptling, „endet unsere Geschichte. Möchte uns nun der Enkel der alten Frau etwas erzählen?"

Der Knabe begann darauf von sich zu berichten, genau so wie die Schlange es getan hatte, und wiederholte alles. „Und dann," sagte der Knabe, „als das Volk in der Grube herumsaß und den Enkel der alten Frau anhörte, kam ein mächtiger Wind aus Südosten und blies durch die Grube."

Als der Wind von Südosten her blies, fielen die Schlangen auf jener Seite in Schlaf. Dann befahl er dem Winde, aus Südwesten zu blasen und die Schlangen, die dort saßen, schliefen ein. Darauf kam der Wind aus Nordosten, und die Schlangen daselbst schliefen ebenfalls ein. Da winkte der Knabe mit der Hand ringsum und alle schliefen ein, als sie auf die Worte des Enkels der alten Frau hörten.

In der Mitte war das Feuer. Ein langer kreisförmiger Stab lief rund durch die Grube und alle Schlangen lagen auf demselben. Nun erhob sich der Knabe, nahm sein Feuersteinmesser und begann die Köpfe der Schlangen abzuschneiden, dies setzte er bis zur letzten fort, da öffnete diese die Augen und erwachte. Sie kroch in eine Höhle und sprach: „Enkel der alten Frau, nimm dich in acht, von nun an bin ich dein Feind.“ Darauf verschwand sie in der Erde. Da verließ der Knabe die Grube, ging heim und erzählte der Alten, er habe die Schlangen getötet. Da bekam die alte Frau Angst vor dem Knaben, denn sie sah, daß er wunderbar war.

Von nun an sah sich der Knabe auf allen seinen Wegen vor, weil er die eine Schlange nicht beseitigt hatte. Wenn er trinken wollte, trank er aus den Wasserlöchern in den Felsen, aus Quellen aber trank er nicht, weil da die Schlange stets lauerte, in seinen Mund zu springen. Wenn

er schlafen ging, nahm er seine Pfeile wie folgt zu sich: Einen außerhalb jedes Knies und einen außerhalb beider Schultern; er steckte sie in die Erde. Den Bogen benutzte er als Kopfkissen. Jedesmal, wenn eine Schlange sich seinem Lager näherte, fielen die Pfeile auf ihn, so daß er aufwachte.

Einst wurde der Knabe sehr müde, da er während der ganzen Zeit wenig geschlafen hatte. Er legte sich daher nieder, stellte die Pfeile wie gewöhnlich auf und schlief ein. Die Schlange kam herbei. Einer der Pfeile fiel auf den Knaben, doch weckte er ihn nicht auf; darauf fiel der zweite, der dritte und der vierte Pfeil, aber der Knabe erwachte nicht. Da kroch die Schlange auf den Knaben, und als sie auf seinem Leibe war, langte der Knabe im Schlaf nach seinem Messer und bewegte sich, wie wenn er die Schlange zerschneiden wolle, doch die Schlange kroch weiter. Der Knabe versuchte sie zu fangen, doch sie gelangte in seinen Mund, dann kroch sie in seinen Schädel und setzte sich dort fest. Da lag der Knabe wie tot auf der Erde, die Schlange aber wußte, daß er nicht tot sei, daher blieb sie in ihm, bis er vertrocknete und nur noch das Skelett von ihm übrig war.

Der Vater des Knaben gab sich große Mühe, die Schlange aus dem Schädel desselben herauszubekommen. Obwohl der Knabe gestorben war,

blieb sein Schädel noch lebendig. Da ersann sein Vater einen Plan, um die Schlange herauszuholen. Ein Sturm kam von Norden, der wendete den Schädel um, so daß seine untere Öffnung nach oben zu liegen kam, und als es dann regnete, wurde der Schädel voll Wasser. Als dies die Schlange immer noch nicht heraustrieb, bewog der Vater die Sonne, näher an die Erde heranzukommen, um den Schädel zu erhitzen, damit die Schlange herauskäme. Die Sonne näherte sich der Erde und erhitzte den Schädel so, daß das Wasser darin alsbald kochte. Da wurde es der Schlange zu heiß und sie kroch schließlich aus dem Schädel. Kaum war sie heraus, da stand der Knabe auf und ergriff die Schlange, dann nahm er Steine auf und schlug auf die Schnauze der Schlange, so daß ihr Kopf verkürzt wurde. Auch setzte sich der Knabe auf einen Stein und rieb auf ihm die Zähne der Schlange, wobei er sagte: „Jetzt mußt du mir versprechen, daß du nie wieder jemanden beißen wirst.“ Die Schlange versprach es; als sie aber losgelassen wurde, sagte sie: „Später, nach längerer Zeit, werde ich Menschen beißen, aber nicht oft.“ Der Knabe griff nach der Schlange, doch sie verschwand. Das ist der Grund, weswegen die Menschen zuweilen von Schlangen gebissen werden.

Darauf kehrte der Knabe zu seiner Großmütter zurück, die sich freute, ihn wiederzusehen. Er

sagte ihr, sie könne jetzt tun was sie wolle, denn er gehe fort; das Land sei jetzt frei von wilden Tieren. Daher verschwand die Alte und der Knabe ging nach Südosten in das Dorf des Volkes. Er erzählte dort seine Geschichte, wodurch die Leute erfuhren, daß er der Sohn des Mädchens sei, das auf den Baumwollbaum geklettert war. Er verrichtete noch manche wunderbare Tat für das Volk, und man sagte, daß man es ihm zu verdanken habe, wenn man durch jene wilden Gegenden wandern könne, denn nunmehr seien alle wilden Tiere zerstreut, auch wären sie nicht mehr so gefährlich wie früher. Die alte Frau war fort und hatte ihre Wohnung anderwärts aufgeschlagen. — Später starb der Knabe, der das Land von allen wilden Tieren befreit hatte.

Der Kriegszug der Schildkröte
(Pawnee)

Eine Schildkröte wollte sich auf den Kriegspfad begeben und als sie sich auf den Weg machte, traf sie den Coyote, welcher sie fragte: „Wohin gehst du, Enkel?“ Die Schildkröte erwiderte: „Ich bin auf dem Kriegspfade.“ Da sprach der Coyote: „Wohin soll die Wanderschaft gehen?“ „Ich wandere nach einem Lager, wo viele Menschen wohnen,“ sagte die Schildkröte, „wenn du mit mir ziehen willst, so mußt du ein guter Läufer sein. Laß mich sehen, wie schnell du laufen kannst.“ Da rannte der Coyote so schnell er konnte, die Schildkröte aber sagte: „Du kannst nicht schnell genug laufen. Ich kann dich nicht brauchen.“

Als die Schildkröte weiterzog, traf sie einen Fuchs. „Na, Bruder,“ sprach der Fuchs, „wohin ziehst du?“ „Ich bin auf dem Kriegspfade,“ sagte die Schildkröte. „Wohin geht die Reise?“ fragte der Fuchs weiter. „Ich gehe an einen Ort, wo sich viele Leute befinden,“ entgegnete die Schildkröte. „Darf ich mit dir ziehen?“ fragte der Fuchs, und die Schildkröte sprach: „Laß mich erst sehen, ob du auch rasch laufen kannst.“ Da rannte der Fuchs und er rannte so schnell, daß ihn die Schildkröte kaum noch sehen konnte,

doch sprach sie zu ihm: „Du kannst nicht rasch laufen. Ich kann dich nicht brauchen.“

Wieder ging die Schildkröte weiter, da flog ein Habicht herbei; dieser hörte, wie die Schildkröte sagte: „Ich befinde mich auf dem Kriegspfade und suche Begleiter, die mir helfen.“ Der Habicht sprach: „Was hat mein Bruder gesagt?“ „Ich bin auf dem Kriegspfade,“ sprach die Schildkröte. „Darf ich dich begleiten?“ fragte der Habicht. „Laß mich erst sehen, wie schnell du fliegen kannst,“ sprach die Schildkröte. Da flog der Habicht so schnell, daß ihn die Schildkröte eine Weile gar nicht sehen konnte; doch als er zurückkam, sagte sie zu ihm: „Du kannst gar nicht schnell fliegen; ich kann dich nicht brauchen.“

Als die Schildkröte weiterzog, sprach sie von neuem: „Ich bin auf dem Kriegspfade und suche Begleiter und Helfer.“ Da sprang ein Kaninchen aus einer Erdhöhle und sagte: „Darf ich mitkommen?“ „Laß mich sehen, wie du rennst,“ erwiderte die Schildkröte. Da lief das Kaninchen, und ihr könnt glauben, daß es schnell lief, doch wiederum sprach die Schildkröte: „Du kannst nicht schnell laufen; ich kann dich nicht brauchen.“

Und weiter zog die Schildkröte und sagte: „Ich suche Begleiter und Helfer.“ Da richtete sich ein scharfes Feuersteinmesser auf und sprach: „Bruder, darf ich mit dir gehen?“ „Wenn du

schnell laufen kannst, darfst du," sagte die Schildkröte, „laß mich sehen, wie es damit geht." Das Feuersteinmesser versuchte zu laufen, doch vermochte es das nicht. „Du bist der rechte," sprach die Schildkröte, „komm und folge mir."

So gingen die beiden denn zusammen weiter, und wieder sprach die Schildkröte: „Ich suche Begleiter auf meinem Kriegszuge." Da sprang eine Haarbürste, die am Wege lag, in die Höhe und sprach: „Was hast du da gesagt?" „Ich bin auf dem Kriegspfade," erwiderte die Schildkröte. „Darf ich mitkommen?" fragte die Bürste und die Schildkröte antwortete: „Laß mich sehen, wie du läufst." Die Bürste versuchte zu laufen, doch vermochte sie es nicht. Da sprach die Schildkröte: „Du bist zu gebrauchen, komm mit uns."

Als sie weiter zogen, sprach die Schildkröte wiederum: „Ich bin auf dem Kriegspfade und suche Begleiter und Helfer." Da erhob sich eine Ahle, die am Wege lag, und sagte: „Darf ich mich euch anschließen?" Die Schildkröte erwiderte: „Laß mich sehen, wie du läufst." Die Ahle versuchte es, doch gelang es ihr ebensowenig wie dem Steinmesser und der Bürste. „Du bist vorzüglich geeignet," sagte die Schildkröte, „begleite uns."

So zogen denn die vier miteinander weiter und kamen zu einem großen Lager, wo viele Zelte standen, in denen Indianer in Menge wohnten.

In dies Lager schickte die Schildkröte zuerst das Feuersteinmesser. Dasselbe begab sich in das Lager, da wurde es von einem Manne gefunden, der es mit nach Hause nahm. Als er aber versuchte, Fleisch damit zu schneiden, schnitt er sich in die Finger und warf das Messer an den Türpfosten.

Darauf begab sich das Messer zu der Schildkröte zurück und berichtete ihr: „Ich wurde von einem Manne aufgehoben, und als dieser versuchte, mit mir Fleisch zu schneiden, schnitt er sich in die Hand und warf mich gegen den Türpfosten, daher bin ich wieder zurückgekehrt."

„Schön," sagte die Schildkröte, „jetzt möge die Bürste gehen und zusehen, was sie ausrichten kann." Die Bürste begab sich also in das Lager, ein junges Mädchen hob sie auf und fing an, sich mit ihr das Haar zu bürsten. Doch da die Bürste dem Mädchen eine Menge Haare ausriß, warf sie dieselbe gegen den Türpfosten, und die Bürste kehrte heim. Bei der Schildkröte angelangt sprach sie zu ihr folgendermaßen: „Bruder Schildkröte, als ich mich ins Lager begab, hob mich ein junges Mädchen auf, welches schönes Haar hatte. Sie bürstete sich, doch zauste ich ihr Haar so arg, daß sie mich fort warf. Du kannst sehen, wieviel Haar ich ihr entrissen habe." „Bravo," sagte die Schildkröte, „jetzt, Ahle, geh' du hin und zeige was du kannst."

Da begab sich die Ahle in das Lager und ward von einer alten Frau aufgehoben. Diese fing an, mit ihr ihre Mokassins zurechtzumachen, da stach sie die Ahle in den Finger. Da warf die Alte sie weg und sie kehrte zurück. Zu der Schildkröte sprach sie: „Bruder Schildkröte, ich habe eine Frau schwer verwundet. Sie benutzte mich beim Nähen ihrer Mokassins, da habe ich sie in den Finger gestochen und sie warf mich fort.“ „Recht so, Bruder,“ sprach die Schildkröte, „jetzt aber ist die Reihe an mir.“

So begab sich denn die Schildkröte in das Lager, da sahen sie die Leute und sprachen untereinander: „Was bedeutet das? Seht diese Schildkröte; sie ist auf dem Kriegspfade. Wir wollen sie töten.“ Sie ergriffen sie daher und sagten: „Wir wollen ein Feuer machen und sie auf die glühenden Holzscheite legen.“ „Das wird euch nichts nützen,“ sagte die Schildkröte, „denn ich werde mit den Beinen zappeln und ihr werdet die glühenden Kohlen ins Gesicht bekommen.“ Da sprachen die Leute: „Nun, dann wollen wir einen Kessel auf das Feuer stellen und wenn das Wasser darin siedet, wollen wir sie hineinwerfen.“ Darauf entgegnete die Schildkröte: „Meinetwegen, werft mich nur hinein, dann werde ich einige von euch verbrühen.“ Da sagten die Leute: „Nun, dann wollen wir sie in den Strom werfen.“ Da tat die Schildkröte sehr erschrocken und rief: „Ach,

tut das doch nicht. Ich habe solche große Angst!" Da sagten die Leute: „Sie hat Angst vor dem Wasser, darum wollen wir sie hineinwerfen." Da zeterte die Schildkröte noch lauter: „Ich fürchte mich so sehr; werft mich doch nicht ins Wasser!" Da warfen sie die Leute ins Wasser, doch die Schildkröte tauchte aus dem Wasser auf und sagte: „Heissa, heissa, ich bin ein großer Schwindler!" und machte sich über die Leute lustig.

Die Leute nahmen Messer, Ahle und Bürste fortan in Gebrauch, die Schildkröte blieb im Wasser, und jedesmal, wenn die Menschen ans Wasser kamen, pflegte sie zu sagen: „Ich habe euch zum Narren gehabt; das Wasser ist meine Heimat." Und wenn dann die Menschen mit Steinen nach ihr warfen, tauchte sie jedesmal unter.

Der Knabe, die Bären und die weiße Krähe

(Skidi Pawnee)

Einst war in einem Dorfe ein Häuptling, der zu seinen Leuten sehr grausam war. Wenn sie das Dorf verließen und auf die Büffeljagd gingen, schalt er die Leute und zankte sie aus; wenn sie die Büffel jagten und eine Menge fette Tiere erlegt hatten, kam er herzu und nahm sie ihnen fort. Das sahen die Leute nicht gern, doch konnten sie nichts dagegen machen, denn wenn jemand es wagte, sich den Befehlen des Häuptlings zu widersetzen, wurde er von diesem mit einer Keule auf den Kopf geschlagen.

In jenem Dorfe lebte auch ein armer Knabe, der bei seiner Großmutter wohnte; beide waren sehr arm. Der Knabe besaß ein weißes Pferdchen, welches sehr mager war und geschwollene Fußgelenke hatte. Wenn im Frühjahr frisches Gras wuchs, brachte der Knabe sein Pferdchen auf die Weide, damit es wieder etwas dicker würde.

Eines Tages erstieg der Knabe einen hohen Hügel, während sein Pferdchen friedlich in der Ebene graste. Der Knabe sah weit über das Land hinaus, da sah er ein Tier auf den Hügel zulaufen, doch war er nicht gewiß, ob es nicht ein Mensch wäre. Er wartete ein Weilchen, da tauchte hinter einem Felsblock in seiner Nähe plötzlich ein Tier auf, das er nun als einen jungen Bären erkannte.

Der Bär kam gerade auf den Knaben zu und redete ihn an: „Du brauchst keine Angst zu haben, Bruder. Aber mein älterer Bruder wird gleich kommen und versuchen, dich zu erschrecken. Du aber bleib ruhig wo du bist, dann wird dir nichts geschehen.“ Damit ging der junge Bär davon, und nicht lange darauf kam ein anderer Bär, der braun und größer als der vorige war. Dieser versuchte den Knaben zu erschrecken, doch bekam derselbe keine Furcht. Da trollte sich der braune Bär, und es dauerte nicht lange, da kam wieder ein Bär, diesmal ein schwarzer. Dieser brummte den Knaben fürchterlich an, doch erschrak derselbe nicht. Und noch ein anderer Bär kam, der wieder eine andere Farbe hatte und den Knaben zu erschrecken suchte. Doch da der Knabe keine Furcht zeigte, zog auch er ab.

Da kam der junge Bär wieder herbei und sprach zu dem Knaben: „Bruder, jetzt wird mein Vater kommen, der wird mit einem entsetzlichen Gebrumm auf dich losspringen, da heißt es tapfer sein. Bleibe indessen ruhig stehen, dann wird er dir nichts tun.“ Damit verschwand der junge Bär. Es wurde schon ziemlich dunkel, da kam der alte Bär herbei; der Knabe sah, daß er größer als alle diejenigen Bären war, die er vorher gesehen. Der Bär stampfte auf ihn zu und sagte: „Ich sehe dich wohl!“ Und er gebärdete sich wütend, schnaubte und brummte entsetzlich und

wollte auf ihn losspringen. Da bekam der Knabe Furcht und wollte schon davonlaufen, da hörte er neben sich eine Stimme, welche sagte: „Bleib und lauf nicht fort.“ So blieb denn der Knabe stehen, und obwohl der Bär brummend und schnaubend auf ihn lossprang, rührte er sich nicht. Da erhob sich der Bär auf den Hinterfüßen und sagte: „Mein Sohn, du bist sicher ein armer Junge. Ich wollte dich verscheuchen, du aber liefst nicht davon. Ich will dich daher mit nach Hause nehmen.“ Da folgte der Knabe dem Bären.

Sie gingen miteinander durch die Prärie und kamen an einen kleinen von Zedern bestandenen Platz. An einer Stelle, wo eine Anzahl dieser hohen Bäume dicht beieinander standen, machten sie Halt. In der Mitte dieser Baumgruppe bemerkte der Knabe eine große Höhle, die in die Erde führte. Der Bär ging in die Höhle und der Knabe folgte ihm. Als sie nach einigen Schritten das Innere der Höhle erreicht hatten, sah der Knabe in dem dämmerigen Lichte, daß alle jene Bären, die er auf dem Hügel gesehen hatte, anwesend waren. Der graue Bär nahm unter ihnen Platz; er war der Vater von all den andern. Darauf sprach der graue Bär: „Liebe Kinder, der kleine Bär hat diesen Menschen hierher gebracht. Wir wollen ihm nichts tun.“ Die Bären sprachen: „So sei es.“

Der graue Bär gab nun seine Zauberkünste

dem Knaben, darauf forderte er ihn auf, sich unter den Bären einen Gefährten auszusuchen. So blickte sich denn der Knabe unter den Bären um. Der schwarze Bär gefiel ihm besonders, weil er schwarz war und ganz weiße Füße hatte. Als er dies sagte, begann der graue Bär zu brummen und auch die anderen begannen zu brummen und sprangen auf den schwarzen Bären los. Da stand auf einmal anstatt des schwarzen Bären ein hübsches schwarzes Pferdchen da. „Dies Pferd, mein Sohn,“ sagte der graue Bär, „darfst du mit dir nehmen, und wenn du zu Hause bist, kannst du darauf reiten. Du mußt dich bald auf den Weg machen, denn deine Leute wollen alsbald auf die Büffeljagd gehen. Auf dem Wege wirst du ein graues Pferd finden, das sollst du auch mit dir nehmen.“ Das schwarze Roß hatte lange Streifen von Bärenhaut und diese wurden als Zaumzeug um seinen Hals geschlungen.

Der Knabe führte darauf das schwarze Pferd aus der Höhle; dann fanden sie auch bei einem Hügel das graue Pferd, welches sehr schön und wohlgenährt aussah und schöne starke Füße hatte. Das graue Pferd hatte einen Zaum um den Hals, der aus einem Hautstreifen vom Berglöwen bestand. So nahm denn der Knabe die beiden Pferdchen mit zum Lager.

Als der Knabe mit seinen beiden Pferden bei der Wohnung seiner Großmutter angekommen

war, und die alte Frau ihn erblickte, meinte sie, er habe wohl die Pferde gestohlen, sie warnte ihn daher, dieselben auf der Prärie grasen zu lassen, damit sie niemand erblicke. Am folgenden Tage aber kam der böse Häuptling, der den Knaben mit seinen beiden Pferden hatte kommen sehen, zu dem Zelte des Knaben und nahm die Pferde weg. Kaum hatte er sie eine Strecke weit geführt, da rissen sie sich los und liefen wieder zu dem Zelte des Knaben. Doch der Häuptling sagte bei sich: „Mag der Knabe die Pferde haben. Wenn er einmal auf der Büffeljagd ist, werde ich mir sie schon holen.“

Eines Tages kamen Kundschafter ins Lager, die berichteten, sie hätten eine große Büffelherde gesehen. Auf der Büffeljagd, die darauf veranstaltet wurde, ritt der Knabe das graue Pferd; und dies Pferd lief schneller als alle andern. Darauf erlegte der Knabe eine sehr fette Büffelkuh und machte sich daran, sie sogleich abzuhäuten. Als er gerade bei der Arbeit war, kam der Häuptling herbei und befahl ihn, fortzugehen, und der Knabe mußte gehorchen.

Als sie dann die Büffeljagd fortsetzten, war der Knabe immer voran und erlegte einen großen Büffel. Als er diesen abhäutete, erschien wiederum der Häuptling und sprach zu ihm: „Laß ab von diesem Büffel, Junge, er gehört mir.“ Der Knabe aber bemerkte den Häuptling nicht

und fuhr fort, den Büffel abzuhäuten. Da trat der Häuptling nahe an ihn heran und begann ihn laut zu schelten. Als der Knabe aufblickte, sah er, daß der Häuptling dicht vor ihm stand. Der Knabe ging zu seinem Pferde und zäumte es auf, dann kehrte er zu dem Häuptling zurück und sprach: „Du darfst mir diesen Büffel nicht fortnehmen, denn ich habe ihn erlegt und mir gehört er.“ Da ergriff der Häuptling seinen Bogen und schlug den Knaben, doch der Knabe, nicht faul, nahm seinen eigenen Bogen und schlug auf den Häuptling los.

Die anderen Leute hörten den lauten Wortwechsel und liefen herbei, da sahen sie, wie der Häuptling und der Knabe aufeinander losschlugen; beide fielen in das hohe Präriegras, doch als sie sich wieder erhoben, waren sie zu zwei schwarzen Bären geworden, die wütend aufeinander losgingen, um einander zu zerreißen. Da liefen die Leute davon, doch verbargen sie sich hinter kleinen Felsen in der Nähe und spähten, wer wohl als Sieger hervorgehen würde. „Jetzt wissen wir auch,“ sagten sie, „warum unser Häuptling so kühn und gewalttätig ist, kann er sich doch in einen Bären verwandeln. Doch vermag es jener Knabe auch, wie wir sehen.“ Die beiden Bären schlugen indessen weiter aufeinander los, sie stürzten und überschlugen sich, und als sie aufstanden, hatten sie eine andere Farbe

angenommen. Wieder purzelten sie und als sie aufstanden, waren sie wiederum von anderer Farbe. Viermal wechselten sie so die Farbe, beim viertenmal waren beide braune Bären. Lange kämpften sie, dann fielen sie wieder zu Boden, und als sie wieder aufstanden, war der eine ein grauer, der andere ein brauner Bär; der graue war frisch und kräftig, der andere schwach und matt. Da eilte das Pferd herbei und bearbeitete den braunen Bären mit den Hufen, so daß er sterben mußte.

Da kamen die Leute herbei, um zu sehen, welcher von den beiden getötet sei. Als sie herzukamen, sahen sie, daß der Knabe im Grase saß und der Häuptling tot da lag, da freuten sie sich, daß sie den bösen Häuptling los waren und dankten dem Knaben, daß er sie von jenem befreit hatte. Der Knabe aber sagte kein Wort, sondern machte sich, wie wenn nichts geschehen wäre, wieder ruhig an die Arbeit und häutete seinen Büffel ab, darauf packte er das Fleisch des Büffels auf sein Pferdchen und begab sich nach Hause.

Die Leute waren ins Dorf gelaufen und hatten den anderen von dem Kampfe erzählt. Unterwegs traf der Knabe das schwarze Pferd, welches sich losgerissen hatte, als der Kampf vor sich ging. Der Knabe brachte das Fleisch des Büffels zu seiner Großmutter und lud es ab.

Als er ins Zelt seiner Großmutter trat, begann diese zu schreien und fragte ihn, ob es wahr sei, daß er den Häuptling getötet habe, vor dem sich jedermann fürchtete. „Jetzt werden dich die Leute töten," sagte die alte Frau, doch der Knabe erwiderte nichts.

Überall im Dorfe sprach man nur von dem armen Knaben und seiner wunderbaren Zauberkraft. Die Leute freuten sich darüber, daß der Häuptling getötet war, und man beschloß eines Tages, eine Ratsversammlung betreffs des Knaben abzuhalten.

Einige sprachen: „Der Knabe wird noch schlimmer werden als jener Häuptling, denn er hat einen Menschen durch Tierzauber umgebracht." Andere aber sagten: „Nein, der arme Knabe weiß, was arm sein heißt, er wird uns gut behandeln."

So kam denn der Tag der Ratsversammlung heran. Zu derselben kamen Krieger, junge Männer und Häuptlinge und sie redeten und redeten. Endlich ward der Beschluß gefaßt, den Knaben zum Häuptling zu machen. Darauf wurde ein Bote zu dem jungen Manne gesandt, der ihn zu der Versammlung rufen sollte. Als dies geschehen, bemalte sich der junge Mann den ganzen Körper mit roter Farbe, darauf nahm er ein Halsband aus Bärenkrallen und schmückte damit seinen Hals.

An jenem Tage war Schnee gefallen; der Knabe

hatte den Leuten gesagt, sie sollten sich nicht vor dem Schnee fürchten, ferner hatte er ihnen gesagt, daß der jüngst getötete Häuptling seine Zauberkraft durch die Nordstürme erhalten habe und daß jener Häuptling eine weiße Krähe besitze, die ihn zu den Stellen geführt habe, wo die Büffel waren. Der junge Mann hatte ihnen gesagt, jene Krähe würde jetzt die Büffel verscheuchen.

Als der Knabe zur Ratsversammlung kam, wurde er von den Anwesenden begrüßt, und einer der Unterhäuptlinge gab ihm eine angezündete Tabakspfeife und redete ihn folgendermaßen an: „Ich übergebe dir hiermit diese Pfeife und hoffe, du wirst sie annehmen, sie als erster rauchen und unser Häuptling werden.“ Doch weigerte sich der Knabe, die Pfeife anzunehmen und sprach: „Ich bin nur ein armer Knabe, wie könnte ich euer Häuptling sein?“ Der Unterhäuptling aber bot ihm die Pfeife zum zweiten Male an, wobei er sprach: „Wir übergeben dir diese Pfeife, rauche sie als erster. Wir werden dir in allen Stücken gehorsam sein. Ich habe einen Boten zu deiner Großmutter geschickt, sie soll kommen und mit meiner Tochter zusammenwohnen, und wenn du willst, kannst du diese heiraten. Mein neues Zelt habe ich herrichten lassen, damit du darin wohnen kannst, mein Sohn.“

Da nahm der Knabe die Tabakspfeife an und

alle riefen voll Freude: „Nawa! Nawa iri! Endlich, wir danken dir!“ So rauchte denn der Knabe die Pfeife und redete darauf seine Leute an: „Liebe Leute, habt Nachsicht mit mir, ich bin arm, wie ihr wißt. Kann ich euer Häuptling sein? Nun, ich w i l l euer Häuptling sein, da ihr es gewünscht habt. Der alte Häuptling ist nicht mehr am Leben. Bald wird der Schnee verschwinden, denn er war es, der den Schnee herbeigezaubert hat. Wenn ihr auf die Büffeljagd gehen werdet, soll niemand euch belästigen; wenn jemand einen Büffel erlegt, so gehört er ihm, und wenn ich mit euch auf die Büffeljagd gehe, so sollen mir nur d i e Büffel gehören, die ich selbst erlegt habe. Ich will mich bemühen, euren Wünschen gerecht zu werden, das einzige was ich fordere ist, daß ihr meinen Befehlen nachkommt. Wenn ihr meine Pferde auf dem Hügel seht, berührt und scheltet sie nicht.“

So wurde denn der Knabe Häuptling, und als die Ratsversammlung zu Ende war, brachten ihn zwei andere Häuptlinge in sein neues Heim. Das junge Mädchen, die Tochter des Unterhäuptlings, saß in dem Zelte und begrüßte den ihr bestimmten Gatten. Eine hölzerne Schale voll getrocknetem Büffelfleisch wurde vor die beiden gestellt, worauf der Knabe und das junge Mädchen zusammen aßen. Die Großmutter saß beim Eingang und bekam auch zu essen. So wurde diese

Hochzeit gefeiert. Dann gingen alle Leute nach Hause und erzählten ihren Frauen und Kindern, was der junge Mann gesprochen habe.

*

Es folgte jetzt eine schöne Zeit für alles Volk. Auf der Jagd wurden viele Büffel erlegt, doch eigentümlicherweise fingen die Büffel eines Tages an zu verschwinden, d. h. wenn sie jemand jagte und verfolgte, verschwanden sie plötzlich und niemand gelang es, einen Büffel zu erlegen. Da sprachen die Leute untereinander: „Was sollen wir tun? Der Häuptling, welcher uns die Büffel herbeizurufen pflegte, lebt nicht mehr. Der arme Knabe mag wohl zauberkräftig sein, doch vermag er es nicht, uns Büffel zu verschaffen.“ So sprachen sie und am Ende sagte jemand: „Wollen wir nicht versuchen, ob uns der junge Mann nicht dennoch Büffel zu verschaffen imstande ist.“

So sandten sie denn dem jungen Häuptling Tabakspfeifen und Geschenke, doch nahm derselbe die Pfeifen nicht an. Er begab sich aber zu dem Zelte eines armen Mannes, rief den Sohn desselben heraus und führte ihn aus dem Dorfe. Der junge Häuptling redete darauf den Knaben an: „Hast du Hunger, Knabe?“ Der Knabe sprach: „Ja, ich habe Hunger.“ Da nahm der junge Häuptling seinen Bogen und Pfeil, er nahm den Bogen in die linke und den Pfeil in die rechte Hand, dann nahm er den Pfeil und schlug

damit auf den Bogen, so daß der Pfeil in zwei Stücke zerbrach; als diese beiden Stücke zu Boden fielen, verwandelte sich der Pfeil in einen Büffeldarm. Diesen gab der Häuptling dem Knaben und forderte ihn auf, zu essen. Da aß der Knabe von dem Darm solange, bis er satt war. Darauf sagte der Häuptling: „Junge, bist du alt genug, um genau zu wissen, was du tust?“ Worauf der Knabe mit „Ja“ antwortete. „Schön,“ sprach der Häuptling, „wenn sie nach mir in der Ratsversammlung schicken, werde ich gehen. Sie werden mir dann Pfeifen und Geschenke anbieten, damit ich Büffel herbeischaffe. Dann mußt du hereinkommen und an den Platz herantreten, wo ich sitze, deine Hände auf meinen Kopf legen und sagen: „Häuptling, ich bin arm und hungrig. Ich habe keine Geschenke, die ich dir geben könnte. Habe Mitleid mit mir und deinen Leuten, die auch Hunger haben.“ Da erwiderte der Knabe: „Ich werde gehen und dies sagen.“

So hielten denn die Leute wiederum eine Ratsversammlung ab und schickten nach dem Häuptling, welcher sich denn auch in das Zelt begab, wo jene versammelt waren. Darauf boten ihm die Häuptlinge die Tabakspfeife und Geschenke an. Da drängte sich jener Knabe durch die Menge, die am Eingang des Zeltes stand, und trat auf den Häuptling zu. Zwar versuchten ihn einige

Leute zurückzuhalten, der Häuptling aber sprach: „Laßt den Knaben zu mir, er muß mir etwas zu sagen haben.“ So ließ man denn den Knaben vor den Häuptling und der Knabe redete den Häuptling also an: „Häuptling, ich bin arm und hungrig. Habe Mitleid mit mir und mit deinen Leuten, denn wir sind alle hungrig. Geschenke kann ich dir nicht geben.“ Da sprach der Mann: „Gut, ich will die Pfeife nehmen.“ Als der Knabe sprach, legte er die Hände auf den Häuptling; als der Häuptling die Pfeife ergriff, erhoben sich alle und jeder berührte mit der Hand sein Haupt und redete. Der Knabe mußte sich entfernen, weil ein großes Gedränge entstand.

Als sich darauf die Menge entfernt hatte, sandte der Häuptling Kundschafter aus. Diese fanden auf der Prärie eine große Büffelherde; als sie dies im Dorfe berichteten, machten sich die Männer zur Büffeljagd bereit. Sie begaben sich darauf zu dem Orte, wo die Büffel waren, doch sobald sie dieselben erblickten, ergriffen die Büffel die Flucht. Und obwohl sich die Reiter alle Mühe gaben, gelang es ihnen doch nicht, die Büffel einzuholen. So hielten sie denn an und paßten auf. Da erblickten sie eine weiße Krähe, welche die Büffel verscheuchte. Diese weiße Krähe flog zu den Büffeln herab und rief: „Ka! Ka!“ Da liefen die Büffel davon.

Als die Leute wieder nach Hause kamen, sagte

der junge Häuptling: „Jetzt weiß ich, wer daran schuld ist; es ist die weiße Krähe; sie rächt sich an dem Volke, und wenn ich sie nicht vernichte, werden wir alle vor Hunger umkommen.“ So begab sich denn der junge Häuptling nach einem anderen Lande, wo er die weiße Krähe zu erlegen gedachte. Der Knabe verwandelte sich in einen toten Hirsch, der an der Erde lag. Sogleich kamen Vögel herbei und ließen sich rings-um denselben nieder. Nach einer kleinen Weile sprach einer von ihnen: „Ihr Vögel, fliegt davon.“ Da flogen die Vögel alle davon und die weiße Krähe kam zu dem toten Hirsch geflogen. Als sie sich niederließ, sprach sie: „Dieser Hirsch ist kein Hirsch, sondern ein Mensch; ich verschwinde.“ Damit flog sie davon.

Da ging der Knabe weiter und verwandelte sich in ein totes Kaninchen, welches an der Erde lag, wieder fand ihn die Krähe, erkannte ihn und flog abermals davon. Darauf begab sich der Knabe an einen anderen Ort und verwandelte sich in einen toten Büffel. Die weiße Krähe sah denselben und flog herbei; als sie ganz in seiner Nähe war, sprach sie: „Dies ist ein Mensch und kein Büffel,“ worauf sie davonflog. Als sich dann der Knabe an einen anderen Ort begab, fand er einen Fisch. Da sprach er: „Ich will mich in einen Fisch verwandeln und mich auf einen Baum legen, damit die Krähe denkt, daß ein Fisch-

habicht ihn gefangen hat.“ Da erstieg der Knabe einen Baum und verwandelte sich in einen Fisch. Doch die Krähe erkannte ihn und flog davon. Der Knabe versuchte es mit der Verwandlung in allerhand andere Tiere, doch hatte er damit keinen Erfolg. Als er auf einem Hügel angekommen war, fing er an laut zu schreien. Da hörte er, wie jemand zu seinen Füßen die Stimme erhob.

Der Knabe blickte nieder, da sah er eine große haarige Spinne. „Was schreist du, meine Junge?“ fragte die Spinne. Der Knabe entgegnete: „Ich schreie, weil meine Leute vom Hunger geplagt werden. Immer, wenn wir Büffel finden, kommt eine weiße Krähe und verscheucht sie, so daß wir sie nicht erlegen können. Meine Leute sind hungrig, Kinder kommen um und ich bin ihr Häuptling. Ich möchte ihnen so gern helfen, doch vermag ich das nicht, solange die weiße Krähe ihr Unwesen treibt.“ „So,“ sagte die Spinne, „ich kann dir helfen. Ich kann dir Stricke geben, mit denen du ihre Füße binden und sie fangen kannst.“ Die Spinne verschwand und als sie zurückkam, rollte sie einen Ball herbei. „Nimm diesen Ball und du wirst die weiße Krähe fangen,“ sagte die Spinne.

Darauf zog der Häuptling weiter und kam in ein schönes fruchtbares Land. In einem Wäldchen schnitt er sich drei lange Zeltstangen, diese Stangen band er an einem Ende zusammen, wie

wenn er ein Zelt aufrichten wolle. So nahm der Häuptling diese drei Stangen und warf sie auf den Boden. Da entstand ein Dorf mit vielen Zeltstangen und an manchen der Zeltstangen waren fette Fleischstücke aufgesteckt, auch waren da viele Bäume, an denen Fleisch zum Trocknen aufgehängt war. Der Häuptling begab sich zu dem einen Baume, an dem ein schönes Fettstück hing. Da kam die Spinne herbei und brachte Stricke und einen Ball, welche sie dem Häuptling übergab. Darauf verschwand die Spinne.

Indessen kamen Vögel und Coyotes zu dem Dorfe und begannen von dem Fleisch zu essen. Nach einer Weile hörte der Häuptling auch das Geschrei der weißen Krähe, welche „Ka! Ka!" rief. Da sprach der junge Mann zu den Tieren: „Ihr Vögel und Coyotes, macht daß ihr fortkommt, dies gehört mir." Darauf flogen die Vögel davon und die Coyotes liefen fort. Da kam die Krähe zu dem Dorfe und bemerkte das Fleisch und Fett, welches reichlich in demselben war. Sie entdeckte alsbald ein großes Zelt, in welchem eine Menge fettes Fleisch aufgestapelt lag.

Doch unter dem Baume lag noch mehr Fett; da sprach die Krähe: „Das ist etwas für mich, da muß ich gleich einmal hinfliegen." So flog sie denn auf den Baum zu und wurde in den Stricken der Spinne gefangen. Da kam der Häuptling herbei und zog die Schlinge um ihre

Beine vollends zu, so daß sie nicht mehr entfliehen konnte.

Die Krähe bat den Häuptling, sie loszulassen, und dieser tat es: doch mußte sie ihm das Versprechen geben, die Büffel in Ruhe zu lassen und nicht zu verscheuchen.

So flog denn die Krähe auf und sprach zu dem Häuptling: „Ach, du armer Kerl, du dachtest, jetzt hättest du mich, ich aber bin dir entschlüpft. Du wirst niemanden weismachen können, daß du Büffel herbeibringen kannst. Jetzt bin ich frei, und du wirst mich niemals mehr erwischen.“ Da ward der Häuptling zornig und sprach: „Wenn ich will, werde ich dich schon kriegen. Du solltest lieber nicht so reden.“ Die Krähe rief darauf dem Häuptling zu: „Fang’ mich doch, wenn du kannst.“ Der Häuptling aber sagte: „Ich werde dich schon fangen.“ Und er begann, den Ball der Spinne zu rollen und die Krähe wurde auf diese Weise gefangen ohne zu wissen, wie ihr geschah. Der Häuptling ergriff sie und nahm sie mit in sein Dorf.

Der Häuptling band die Krähe an einen Pfahl und ließ den Ausrufer durch das Dorf gehen und seinen Leuten verkünden, daß ihr junger Häuptling mit der Krähe zurückgekehrt sei. Da liefen alle zu dem Häuptlingszelt, standen rings im Kreise und sahen sich die weiße Krähe an. Und wieder bat die Krähe, sie loszulassen. Zuerst

wollte der Häuptling nichts davon hören, doch am folgenden Tage begann die Krähe wieder zu bitten. Da kam der Häuptling aus dem Zelt, entfernte die Fesseln von ihren Füßen und ließ sie frei.

Die Krähe flog weit fort, doch kam sie am folgenden Tage wieder ins Dorf geflogen. Als sie über dem Zelte des Häuptlings war, sprach sie: „Häuptling, komm heraus. Du bist doch nur ein armer Bengel und du und deine Großmutter, ihr habt Leder gefressen, als ihr nichts anderes hattet.“ Da kam der Häuptling aus dem Zelte und sprach: „Wenn du nicht ruhig bist, werde ich dich einfangen.“ „Fang' mich doch,“ sagte die Krähe, „ich werde schon dafür sorgen, daß deine Leute keine Büffel mehr erlegen; ich werde die Büffel gänzlich vertreiben.“ Bei diesen Worten der Krähe setzte der Häuptling seinen Ball in Bewegung, und als die Krähe merkte, daß damit nicht zu spaßen sei, verlegte sie sich aufs Bitten, doch der Häuptling war ärgerlich, er fing die Krähe, drehte ihr den Hals um, schnitt sie in Stücke und warf sie ins Feuer.

In jener Nacht wehte ein Nordwind und es schneite fortwährend. Der Schnee bedeckte die Zelteingänge, so daß die Leute nicht herauskonnten. Doch sobald der Schnee verschwunden war, erklärte der Häuptling ihnen, daß die Krähe den Schneesturm verursacht habe.

Doch als der Schnee zu schmelzen begann, wurden Kundschafter ausgesandt, welche mit der frohen Botschaft zurückkehrten, daß viele Büffel zu sehen seien. Da begaben sich die Leute auf die Jagd und erlegten eine Menge Büffel. Da waren sie sehr vergnügt.

Eines Tages sagte der Häuptling zu seiner Frau, er wünsche nicht, daß irgend jemand seine beiden Pferde schlage oder schelte; alle Leute wüßten dies. Wenn die Leute Büffel erlegten, hatten sie keine Furcht, denn jetzt hatten sie einen guten Häuptling, der ihnen nicht die Beute fortnahm. Als jedoch eines Tages der Häuptling in seiner Hütte saß, hütete seine Schwiegermutter die Pferde. Das schwarze Pferd hatte sich ein wenig entfernt, und die alte Frau, die das Pferd nicht kannte, hob einen Stock auf und warf ihn nach dem Pferde, so daß er dessen Vorderkopf traf. Als der Stock das Pferd traf, stöhnte der Häuptling im Zelte, sprang auf und sprach: „Das tat mir weh!“ Das Roß aber fiel zu Boden und verwandelte sich in einen Bären. Das graue Pferd kam herbei und schlug mit den Hufen auf die alte Frau los. Der Häuptling kam in Gestalt eines Bären aus dem Zelte hervor.

Da liefen alle Menschen nach allen Richtungen, denn die beiden Bären begannen sie anzugreifen und zu töten.

Sie brauchten nur ihren Atem gegen die Men-

schen loszulassen, dann töteten sie sie schon, denn ihr Atem war heiß, empfingen doch die Bären ihre Zauberkraft von der Sonne. Ja, so heiß war ihr Atem, daß sie nicht nur diejenigen töteten, welche sich nicht durch schnelle Flucht zu retten vermochten, sondern auch die Prärie in Brand setzten. Und die Flammen des Präriebrandes breiteten sich rasch weiter und weiter aus, so daß sie alle Menschen vertrieben, die in jener Gegend wohnten.

Darauf kehrten die beiden Bären zur Höhle ihres Vaters zurück und niemals hat man wieder etwas von jenem jungen Häuptling gehört, war er doch in einen schwarzen Bären verwandelt worden.

Der Coyote und der rollende Stein

Als sich der Coyote einst auf der Wanderschaft befand, wurde er sehr hungrig. Er erstieg einen Hügel und kam an einen großen Stein; dieser war rund und glatt, und der Coyote dachte bei sich, Steine hätten Zauberkraft und könnten ihm daher auch etwas zu essen verschaffen, und er sprach: „Ich will doch einmal versuchen, ob mir der Stein nicht etwas zu essen geben kann." So ging er denn zu dem Stein, betete zu ihm und sprach darauf: „Lieber Großvater, ich komme vor Hunger um und möchte gern etwas zu essen haben. Ich will dir auch mein Messer geben, wenn du mir hilfst." Damit legte er das Messer oben auf den Stein.

Der Coyote ging von der Spitze des Hügels herab und ging den Abhang hinab, da erblickte er eine große Antilope, die dort lag. Da sprach er: „Ist das nicht merkwürdig! Jetzt finde ich dies Tier, wo ich gerade von dem Steine komme, und ich würde es doch auch wahrscheinlich gefunden haben, wenn ich dem Steine nichts geschenkt hätte und einfach weitergezogen wäre. Ich werde hingehen und mein Messer wieder holen, denn ich kann doch dies Wild nicht ohne Messer zerlegen." Er ging daher hin, ergriff sein Messer und begab sich wieder zu dem Platze, wo die Antilope

lag. Doch als er herbeikam, sprang diese auf und lief davon. Da fing der Coyote an zu schimpfen und rief: „Du alter morscher Stein, du hast mir die Antilope genommen, und ich wollte dir doch mein Messer wiedergeben. Aber jetzt werde ich das Messer behalten."

Da bewegte sich der Stein und begann hinter dem Coyote herzurollen. Dieser rannte den Hügel hinab, doch bemerkte er, wie der Stein ihm immer näher kam. Da erstieg er einen andern Hügel und gewann wieder einen Vorsprung. Doch nicht lange dauerte es, da hatte der Stein ihn wieder eingeholt. Da lief der Coyote in die Höhle von Wildkatzen. Als er diese um Hilfe anrief, kam der Häuptling der Wildkatzen herbei und sprach: „Komm nur herein, wir werden jeden töten, der dich verfolgt. Doch sage uns, wer es ist." Da sprach der Coyote: „Es ist ein Stein." „Dann können wir ihm nichts anhaben," sagten die Wildkatzen, „dann mußt du fort." Da lief der Coyote weiter und der Stein rollte hinter ihm her.

Nach einiger Zeit kam er zu einem Lager der Berglöwen gelaufen, und diese, welche auch dachten, daß ein Tier den Coyote verfolge, baten ihn, hereinzukommen. Als sie ihn aber fragten, wer ihn verfolge, und er ihnen sagte, daß es ein Stein sei, hießen sie ihn weiterlaufen; sie selbst könnten ihm nicht helfen, sagten sie, er möge indessen zu einem Orte laufen, wo sich die Höhle von

Bären befinde, diese könnten ihm vielleicht beistehen.

So lief denn der Coyote zu den Bären, und der Stein war ihm dicht auf den Fersen. Als er in die Höhle der Bären trat, kamen ihm die Bären entgegen und baten ihn, hereinzukommen; auch sagten sie, sie könnten seine Verfolger töten. Doch als sie erfuhren, daß es ein Stein sei, ließen sie ihn weiterlaufen, weil sie nichts für ihn tun könnten. Doch rieten sie ihm, sich an einen Ort zu begeben, wo ein Mann wohnte, welcher den Wirbelwind hervorbrachte; dieser könne den Stein zum Himmel hinaufblasen, so daß er herabfallen und zerbrechen würde.

Da lief der Coyote weiter und kam zu jenem Orte, und der Mann lud ihn in sein Zelt. Er sagte ihm, daß er sich vor niemandem fürchte, denn er könne alle fortblasen; er könne die Wogen aufpeitschen und die stärksten Bäume umblasen. „Nun, wer ist denn hinter dir her?" fragte der Mann. Da sprach der Coyote: „Es ist ein Stein." Darauf erwiderte der Wirbelwindmann: „Dann kann ich auch nichts ausrichten, und du mußt weiter. Doch kenne ich eine alte Zauberin, die dir helfen kann."

So lief denn der Coyote weiter über die Hügel und kam zur Hütte der Zauberin, welche ihn aufnahm. Doch auch sie konnte ihm nicht helfen,

als sie vernahm, daß es ein Stein sei, der ihn verfolge. Sie ließ ihn daher weiterziehen, doch sagte sie ihm, daß in einem Tale hinter dem nächsten Hügel ein Habicht mit seinen Söhnen wohne, der ihm vielleicht zu Hilfe kommen könne. Wie der Coyote herauskam, war der Stein dicht hinter ihm her, doch als er den nächsten Hügel erstieg, blieb jener wieder etwas zurück und der Coyote gewann einen Vorsprung. Sie kamen den Hügel herab, und der Coyote erhob ein lautes Geschrei. Da stand ein junger Mann und sprach: „Da kommt jemand unter Geschrei gelaufen.“ Da kam ein zweiter Mann aus dem Zelte und der Coyote sprach: „Es ist jemand hinter mir her, der mich umbringen will.“ Da sprachen jene: „Und wer ist das?“ Der Coyote erwiderte: „Ein Stein.“ Darauf meinten sie: „Wer werden schon mit ihm fertig werden, geh’ nur in das Zelt und setz’ dich hin.“

Da kam der Stein den Hügel herabgerollt, und der Vater des Knaben sprach: „Du, Jüngster, versuche zuerst deine Kraft.“ Da flog der jüngste der vier Knaben des Habichts empor und als der Stein in die Nähe des Zeltes kam, stieß der Habicht herab und der Stein zerbrach in vier Stücke, so daß er anhielt. Darauf sprach der Vater: „Jetzt mag der nächste Knabe ihn weiter zerbrechen.“ Darauf brachen die Knaben nach der Reihe den Stein in immer kleinere Stücke und

zuletzt machte der Vater ganz kleine Stücke daraus.

Darauf rief der Vater den Coyote heraus und sprach zu ihm „Großväterchen, wie du siehst, ist der Stein jetzt zerkleinert, du brauchst keine Angst mehr zu haben und wirst sicher weiterreisen.“

Der Coyote zog darauf weiter, und als er auf die Spitze jenes Hügels kam, dachte er: „Was für wunderbare Taten doch jene Knaben vollführt haben! Sie müssen doch sehr zauberkräftig sein, daß sie jenen Stein zerbrechen konnten. Doch wozu brauchen sie ihre Zauberkraft eigentlich?“ Darauf rief er den Knaben zu: „Da seid ihr ja, da seid ihr ja!“ Der jüngste Habicht sprach: „Vater, jener Coyote ruft uns etwas zu.“ Sie gingen aus dem Zelte und horchten, und wieder rief der Coyote: „Da seid ihr ja!“ Die Habichte aber hörten das nicht gern.

Der alte Mann ward ärgerlich und verwandelte alle seine Söhne in Habichte, diese flogen zu dem Orte, wo die Stücke des Steines lagen, sammelten dieselben und setzten sie wieder zusammen. Darauf machte sich der Stein wieder daran, den Coyote zu verfolgen, und sie sagten ihm, er möge jenen nur umbringen.

Der Stein nahm die Verfolgung des Coyote wieder auf. Der Coyote ging gerade hübsch langsam über den Hügel, da hörte er es über ihm rollen, und er dachte: „Das klingt gerade wie ein

Stein.“ Er wandte sich um, o Schrecken, da rollte der Stein hinter ihm her. Er lief und versuchte wieder zu den Habichten zu kommen, der Stein aber verlegte ihm den Weg, da wandte er sich um und lief den Hügel hinab, da sauste der Stein hinter ihm her, holte ihn ein und zerdrückte ihn vollständig.

Erläuterungen

Die Geschichte von der Sintflut

Manabozho ist der Name eines Helden, um den sich eine schier unübersehbare Zahl von Sagen und Legenden gruppieren. Die hier wiedergegebene Erzählung der Ojibwä-Indianer ist nach dem Kitschi-Gami von Kohl, welches Bremen 1859 erschien, bearbeitet worden. Kohl hat die in seinem Buche enthaltenen Sagen selbst gesammelt und zwar um 1855.

Manabozho, wie es bei den Irokesen heißt, wird bei den Ojibwä: Menaboshu, Nenabozo, Minabozho und ähnlich genannt, bei den Menomini: Mänäbush, den Cree: Neni-boo-su. Bereits im Jahre 1723 wird er bei kanadischen Indianern unter dem Namen Michapaux (sp. Mitschapo) erwähnt. Der Name Manabozho bedeutet „großes Kaninchen", dies rührt daher, daß der Heilbringer Manabozho wie die meisten anderen Heilbringer mit dem Monde identifiziert worden ist und der Mond ein Kaninchen als Bewohner haben soll. Die Mondflecken stellen nämlich mit so auffallender Deutlichkeit ein Kaninchen dar, daß nicht nur in Nordamerika, sondern auch in Mexiko, Südamerika, Indien, China, Japan und Afrika ein solches Tier oder ein Hase in demselben gesehen wird. Da nun die Mythologie der meisten Völker einen starken, astralen resp. lu-

naren Einschlag aufweist, werden in den genannten Ländern eine Anzahl Sagen erzählt, in denen von einer Verbindung des Mondes mit dem Kaninchen die Rede ist, auch gibt es, besonders in Ostasien und in Mexiko mehrere bildliche Darstellungen, denen diese Vorstellung zugrunde liegt, so daß an derselben füglich nicht gezweifelt werden kann.

Wie bereits erwähnt, ist nun die Gestalt des Heilbringers in Nordamerika ebenso wie anderwärts mit dem Monde in Verbindung gebracht worden, d. h. sein Lebensweg, seine Abenteuer entsprechen dem Mondlaufe am Himmel. Der Heilbringer ist eine zwiespältige Gestalt. Ebenso wie der Mond ein dunkles und ein helles Element in sich birgt, tritt uns auch der Heilbringer das eine Mal als böser, das andere Mal als guter Zauberer entgegen. Aus diesen beiden Gestalten entwickeln sich dann der böse Geist, der schwarze Mann, der Dämon oder Teufel einerseits, der gute Geist, der lichte Heilbringer, der Schöpfer und Erhalter anderseits. In der Figur des Manabozho finden wir noch die beiden genannten Eigenschaften vereinigt, er ist eine weltschöpferische Potenz, er stellt die Erde und ihre Bewohner nach der Sintflut wieder her, anderseits aber erscheint er als ein loser Vogel, der allerhand eigenartige Streiche verübt, die einem Weltschöpfer wenig Ehre machen. In den Sagen

anderer Indianerstämme werden indessen die in der Gestalt des Manabozho vereinigten beiden Prinzipien, das Gute und das Böse, reinlich getrennt, sie werden dort als zwei Brüder oder als einander feindliche Mächte geschildert, die sich bekämpfen. So in der unten mitgeteilten Irokesen-Kosmogonie, wo Joskeha und Tawiskaron die Rollen dieser feindlichen Brüder übernehmen.

Der Mondheld Manabozho wird in unserer Erzählung nun mit der Schilderung der Sintflut in Verbindung gebracht. Nach indianischer Anschauung entsteht die Sintflut nicht, um die Menschen für ihre Verfehlungen zu bestrafen, sondern sie hat andere Ursachen. Auch kennen sie nicht eine Schöpfung ohne Urstoff; nur mit einem kleinen Stückchen Erde kann die Neuschöpfung bewerkstelligt werden. Der Erreger der Sintflut ist in diesem Märchen der gehörnte(!) Häuptling der Schlangen, der als Erbfeind des Manabozho eingeführt wird. Eine Erklärung für diesen Sagenzug möchte ich darin erblicken, daß die Schlange ein Wesen ist, das den abnehmenden Mond, die schmale Mondsichel, repräsentiert. Diese Anschauung ist gleichfalls weit verbreitet, außer in Nordamerika auch in Mexiko (Quetzalcouatl), Südamerika, Indien, Ostasien, Europa und anderwärts. Die Schlange nun, als abnehmende Mondsichel gedacht, steht in einem natürlichen Gegensatz zu dem Kaninchen, welches

den Vollmond repräsentiert, ist es doch nur auf der vollen Scheibe des Mondes deutlich zu erkennen.

Zuerst erscheint Manabozho als ein Jäger, der sich den Wölfen anschließt und als er von ihnen verlassen wird, mit dem jüngsten Wolfe weiterzieht. Durch die Bosheit des Schlangenkönigs und seines Volkes geht der kleine Wolf zugrunde, Manabozho aber nimmt an den Schlangen Rache und tötet sie, d. h. mythologisch gesprochen: der Vollmond geht wieder in vollem Glanze aus der Verdunkelung hervor, das Kaninchen überwindet die Schlange. Der Antagonismus zwischen Schlange und Kaninchen ist übrigens in Mexiko bildlich dargestellt worden, und zwar auf einem Blatte des Codex Borgia. — Nachdem Manabozho die Schlangen teilweise getötet hat, erwachen einige aus dem Schlafe, wenden ihre Zaubermittel an, und es entsteht eine ungeheure Flut, vor welcher sich Manabozho kaum zu retten weiß; er erklettert einen hohen Baum und muß tagelang im Wasser auf dem Baume sitzen. Dann kommen ein Paar Tiere herzugeschwommen, denen er den Auftrag gibt, in die Tiefe zu tauchen, um etwas Erde zur Neuschöpfung des Festlandes heraufzuholen; so gelingt es ihm, die Erde wieder zu erneuern und mit Lebewesen zu bevölkern. In dieser Eigenschaft erscheint also Manabozho als Weltschöpfer.

Wir sehen somit, daß diese Sage von der Sintflut bei den Ojibwä-Indianern sehr von den entsprechenden Sagen der alten Welt abweicht, wir werden daher berechtigt sein, dieselbe für ein bodenständiges Erzeugnis zu halten, wofür auch manche Parallelen aus Mexiko sprechen, die von der altweltlichen Überlieferung noch weiter entfernt sind.

Wenn sich Manabozho am Ufer des Sees in einen Baumstumpf verwandelt, so ist vielleicht an den hellen Kreis zu denken, den ein abgehauener Baum im Waldboden macht und den man vielleicht mit dem Vollmonde verglichen hat.

❊

Manabozho und der Fischkönig

Diese Erzählung entstammt derselben Quelle wie die vorige. Während jedoch in jener Manabozho als derjenige erscheint, der Unrecht leidet, gerechte Rache ausübt und dann die Welt neuschafft, erscheint er in dieser Sage in entschieden bedenklicherem Lichte. Er angelt nach dem großen Fischkönig und wirft kleine Fische, die anbeißen, ins Wasser zurück. Der Fischkönig kommt herbei und verschlingt ihn mitsamt seinem Boote. Dann gelingt es ihm, sich aus dem Leibe des Fischkönigs zu befreien. Diese Sage ist eine „Jonassage“, so genannt nach der bekannten biblischen Erzählung von Jonas, der drei Tage lang

im Walfischbauche eingeschlossen war. Auch zu dieser Sage existieren zahlreiche Parallelen, so z. B. in der Mythologie der Chané in Bolivien, der Pueblo-Indianer Neu-Mexikos, der Haida, Nordostasiaten und Südseeinsulaner (Neupommern); aber auch bei den indo-europäischen Völkern, besonders Indern und Griechen, kommen ähnliche Sagenzüge vor, bei denen für gewöhnlich ein großer Fisch als der Verschlinger genannt wird.

Und wiederum läßt sich in der Regel bei der Deutung dieser Sagen als die Naturgrundlage das Verschlungenwerden des Mondes durch den Schwarzmond resp. durch eine Mondfinsternis feststellen. Dies paßt vorzüglich zu der oben angeführten Deutung des Manabozho als Mondhelden, der siegreich aus der Verdunkelung hervorgeht. Zuweilen wird aber auch der Mond einfach als Fisch aufgefaßt, so in Indien, und dieser Idee liegt wahrscheinlich auch der erste Teil unserer Sage zugrunde, in welchem von immer größeren Fischen, welche Manabozho angelt, die Rede ist.

Die an diese Erzählung sich knüpfende Geschichte vom Gelage des Manabozho, wobei er die anwesenden Tiere durch eine wenig schöne List als Braten für seine Küche zu gewinnen sucht, zeigt unseren Helden ebenfalls von einer weniger erfreulichen Seite. Der darin vorkommende Eis-

tauchervogel ist ein Wesen, das in den Manabozho-Sagen von einer gewissen Bedeutung ist. Der Wasservogel ist ebenfalls ein Tier, das an verschiedenen Stellen der Erde mit dem Monde zusammengebracht wird. In Indien ist es der Flamingo, in der griechischen und nordischen Sage der Schwan, welcher mit dem Monde zusammenhängt. Eine nordamerikanische Sage vom roten Schwan werden wir unten mitteilen. An der Nordwestküste wird ein zweiköpfiger Schwan genannt. Rote Farbe und Zweiköpfigkeit sind mythische Züge, die auf die lunare Wesenheit der betreffenden Tiere oder Menschen hindeuten. Auch die Ente und der Königsfischer werden an mehreren Stellen nordamerikanischer Märchen mit dem Monde in Verbindung gebracht. Wir sehen also, daß der genannte Eistauchervogel recht wohl in die Manabozho-Sagen hineinpaßt, entsprechend ihrer lunaren Natur.

Einige ätiologische Züge sind ebenfalls in diese Erzählung eingeflochten; so wird berichtet, warum der Bär so fett ist und einen Winterschlaf halten muß, und warum andere Tiere wiederum so mager sind. Dies rührt von dem Schmause her, den ihnen Manabozho gab, wobei die Tiere sehr verschieden bedacht wurden.

*

Der Sonnenfang

Die Erzählung vom Sonnenfang ist aus dem Englischen des H. R. Schoolcraft, The Myth of Hiawatha, Philadelphia and London, 1856. übersetzt worden. Der Held dieser Geschichte ist wiederum ein Mondwesen, ein zwerghafter Knabe, der mit seiner Schwester zusammenlebt, und der Wadaisaisimid in anderen Sagen der Ojibwä genannt wird, d. h. „der aus der kleinen Meerschneckenschale". Die Meerschnecke und der Mond hängen in vielen Märchen der Nordamerikaner und der Mexikaner miteinander zusammen, aber auch in anderen Sagenkreisen, z. B. in der Südsee kommen entsprechende Ideen vor. Ein Mondgott der Mexikaner heißt Tecçistecatl, „der Herr des Meerschneckengehäuses".

Das Mädchen verfertigte ihren Bruder Pfeil und Bogen und er zieht in die Welt hinaus, um zu sehen, ob es auch noch andere Menschen als ihn und seine Schwester gebe. Die Sonne versengt ihm seinen Rock, den ihm die Schwester aus Vogelhäuten verfertigt hat. Zur Strafe dafür fängt er die Sonne in einer Schlinge, wohingegen andere Indianerstämme erzählen, daß das Kaninchen, also wiederum ein Mondwesen, die Sonne gefangen habe. Dann gelingt es dem Siebenschläfer, die Sonne aus der Schlinge zu befreien, doch dies Tier, welches vorher sehr groß gewesen

sein soll, wird infolge der Sonnenglut so sehr verbrannt, daß es zu seiner jetzigen Größe zusammenschrumpft.

*

Das weiße Steinboot

Diese Ojibwä-Sage ist aus derselben Quelle wie die vorhergehende übersetzt worden. Es ist eine „Orpheus-Sage"; ein junger Mann sucht seine verstorbene Braut und macht eine Reise in die Unterwelt, um sie wiederzuerlangen. An deren Eingang trifft er den Chebiabos, einen Bruder des Manabozho, welcher als Herrscher der Unterwelt in anderen Sagen ausdrücklich genannt wird. Der Körper des jungen Mannes bleibt am Eingang in die Unterwelt zurück, seine Seele wandert weiter, wobei sie durch alle Gegenstände ungehindert hindurchgeht. An einem See findet er ein weißes Steinboot, welches er besteigt, worauf er seine verlorene Braut wiederfindet. Auf Befehl des „Herrn des Lebens" kehrt der junge Mann dann wieder in die Heimat zurück. Das weiße Steinboot, das die in dieser Erzählung beschriebene phantastische Fahrt durch das Seelen-Meer macht, ist zweifellos auf den am Himmel fahrenden Kahn des Mondes zu deuten, wozu sich in anderen Sagen deutliche Parallelen aufweisen lassen.

*

Die gute und die böse Schwester

Dieses Märchen ist nach Kohl, Kitschi-Gami, wiedergegeben. Das Motiv ist ein in manchen anderen Sagenkreisen wiederkehrendes; es sei nur an unser Märchen von der weißen und der schwarzen Braut erinnert. Die beiden Schwestern heißen im Ojibwä Matschi-kué, die böse Frau, und Oschki-kué, die gute Frau. Der junge Jäger Otterherz, Oshige-wàkon, ist wahrscheinlich als die Personifizierung eines Sternes aufzufassen, da Herz und Stern in manchen nordamerikanischen Sagen identifiziert werden. Die gute Schwester ist der helle Mond, mit ihr sucht sich Otterherz zu vereinigen, die böse der dunkle, vor ihr flieht er.

Man ist versucht, auch das in dieser Erzählung erwähnte Ballspiel auf Vorgänge am Himmel zu deuten, da dasselbe bei den Indianern mit dem Laufe von Sonne und Mond in Verbindung gebracht wird, so in Mexiko und Nordamerika, während in Südamerika Sonne und Mond mit Federbällen identifiziert werden.

Auch die Flucht ist ein häufiges astralmythologisches Motiv, ebenso das Versteck des jungen Mannes in einen hohlen Baume.

Der Umstand, daß den Schwestern die Äxte zerbrechen, dürfte gleichfalls auf einen Vorgang am Himmel, und zwar auf die Mondphasen, zu

deuten sein, auch er hat Parallele in Zerstückeltwerden usw. von Mondwesen. Es sei nur an die ägyptische Sage von Osiris, sowie an die griechischen von Dionysos, Pelops, Orpheus, Aktaion u. a. erinnert.

Die Verwandlung der bösen Schwester in eine Wölfin spricht sehr deutlich für ihre wahre Natur als Dunkelmond. Auch in unseren europäischen Märchen finden sich unmittelbare Parallelen, so in denen vom „Rotkäppchen“ und dem „Wolf und den sieben jungen Geislein“. In der Edda ist der Wolf der „Mörder des Mondes“.

Die gute Schwester dagegen erscheint als Biber, ein Tier, das in nordamerikanischen Mythen gleichfalls mit dem Monde zuweilen zusammengebracht wird.

Den letzten Satz habe ich hinzugefügt, da sonst der Erzählung jeder Schluß fehlt, wie dies bei indianischen Geschichten manchmal vorkommt.

*

Der rote Schwan

Dies Märchen ist nach Schoolcrafts Hiawatha übersetzt worden. Wiederum ist es ein lunares Motiv, das demselben zugrunde liegt. Wie bereits oben erwähnt, wird der Mond mit verschiedenen Wasservogelarten nicht nur in nordamerikanischen, sondern auch in altweltlichen Sagen zusammengebracht. Die rote Farbe

des Schwanes spricht gleichfalls für dessen Mondnatur.

Der von dem Pfeile getroffene und damit entfliegende Schwan findet andeutungsweise eine Parallele in Mexiko, wo berichtet wird, daß Tezcatlipoca, der große Zauberer, die Mexikaner einen dahinfliegenden, von einem Pfeil durchbohrten Vogel sehen ließ. (Vgl. mein Buch „Aztekische Märchen“, Berlin 1922. Spitzbogen-Verlag.)

Die drei in der Geschichte vorkommenden Mädchen dürften auf die Mondphasen zu deuten sein, wobei der rote Schwan dem Vollmonde entspricht.

Wampumperlen sind Perlen aus Muschelschale, welche von den Indianern sehr hochgeschätzt werden. Sie verarbeiten dieselben zu Gürteln, auf denen Figuren zu sehen sind, die eine Art Bilderschrift darstellen, welche jedoch nur von den Eingeweihten verstanden wird.

Die Träume, welche Ojibwä gehabt hat, als er fastete und sich das Gesicht schwärzte, sind für den Zauberer von besonderer Wichtigkeit. Die jungen Indianer werden vor ihrer feierlichen Aufnahme in den Stamm in die Einsamkeit geführt, dort müssen sie strenge Enthaltsamkeit üben und sich vorbereiten, auch werden sie in den Überlieferungen des Stammes von den älteren Leuten unterrichtet. Während dieser Prü-

fungszeit haben sie besonders auf ihre Träume zu achten, denn es ist von Wichtigkeit, was für Tiere sie etwa in denselben sehen; diese nämlich sind zu ihren Schutzgeistern bestimmt, zu ihren Totemtieren, wie die Indianer sagen. Nach dieser Zeit der Prüfungen und Entbehrungen werden die jungen Leute feierlich für erwachsen erklärt und in den Stamm aufgenommen.

Bei dem Kolibri ist man versucht, an die Sonne zu denken, wie denn auch der mexikanische Sonnenheld Uitzilopochtli, d. h. Kolibri des Südens, heißt.

Das Wiedererstatten des Haarschmuckes nach vorhergegangener Kahlheit, sowie das Motiv der Verjüngung des Zauberers sind offenbar astrale Züge.

Maujeekewis ist der Vertreter des komischen Elementes in der Erzählung, er entspricht dem tölpelhaften Bruder anderer Sagen.

Auch in diesem Märchen wird eine Fahrt in das Land der Seelen berichtet; der daselbst erscheinende Büffelhäuptling, der ganz aus Knochen besteht, dürfte ebenfalls aus lunaren Vorstellungen zu erklären sein, wobei an ägyptische und indische Parallelen zu erinnern ist.

Bei der am Schluß dieser Erzählung geschilderten Tötung der beiden Brüder, die es versuchen, die Frau des Ojibwä zu entehren, und die er mit Pfeilen erschießt, werden wir unmittelbar an die

Heimkehr des Odysseus und den Freiermord erinnert. Auch fehlt die Treue der Gattin nicht, des roten Schwanes, dem die „Weberin" Penelope entspricht, die bereits früher als lunare Persönlichkeit gedeutet worden ist. Vgl. Siecke, Indogermanische Mythologie, Leipzig (Reclam), S. 70.

*

Kosmogonie der Irokesen

Mit dieser Erzählung kommen wir zu einem etwas anderen Sagenkreise; sie ist dem großen Werke von H. R. Schoolcraft, History of the Indian Tribes, Philadelphia, 1857, entnommen.

Im Anfang heißt es, war die ganze Oberfläche der Erde mit Wasser bedeckt, d. h. eine Schöpfung wird bereits gewissermaßen vorausgesetzt, nur war sie nicht so beschaffen, wie sie jetzt ist, vielmehr herrschte auf Erden ein großes Dunkel, während sich in den höheren Regionen ein menschliches Dasein entfaltete, das ein goldenes Zeitalter bedeutete. Als die Menschen dann einst auf Veranlassung eines ihrer Stammesgenossen einen Fichtenbaum ausgraben, eröffnet sich ihnen ein tiefer Schacht, der auf die untere Welt, unsere Erde, führt. Die genannten höheren Regionen sind also offenbar unser Sternhimmel. Der Mann, welcher die Eröffnung des Schachtes veranlaßt hat, wirft dann plötzlich seine Frau

in denselben, die schwanger ist und deren Treue er beargwöhnt. Wiederum erscheint in der Erzählung der Eistauchervogel, wiederum wird, wie in der Manabozho-Sage, die Beschaffung eines Stückchens Erde verlangt, damit die auf die Erde herabfallende Frau ein festes Land erhalte, um darauf leben zu können. Hierzu ist in erster Linie ein Fundament nötig; der Bär vermag die Erde nicht zu tragen, ebensowenig andere Tiere, bis zuletzt die Schildkröte dazu fähig befunden wird. Hier ist zunächst an eine interessante und ziemlich weit entlegene Parallele zu erinnern. Auch nach der Mythologie des alten Indien wurde die Schildkröte als Erdfundament angesehen. Die Weltachse steht nach indischer Anschauung auf einer Schildkröte; um die Weltachse schlingt sich eine Schlange, und dieser riesige Quirl wird von den Göttern hin und herbewegt, so daß Bewegung in das Weltchaos kommt. Die Schildkröte ist andererseits auch ein Tier, das an vielen Stellen der Erde mit dem Monde in Zusammenhang gebracht wird; wie die Schildkröte sich in ihren Panzer hineinzieht und wieder aus ihm hervorkommt, so erscheint der Mond als ein Körper, der gleichfalls aus einem Gehäuse hervorkommt und sich in dasselbe zurückzieht. In griechischen, indischen, ostasiatischen und nordamerikanischen Mythen ist dieser Zusammenhang oft mit großer Deutlichkeit ausgesprochen.

Auf dem Rücken der Schildkröte, wo sich die Erde bildet, landet unterdessen die vom Himmel herabfallende Frau Atahentsic, die Erde wird wohnlich, die Frau erbaut sich eine Hütte und gebiert eine Tochter. Als diese herangewachsen ist, bewerben sich um sie mehrere Tiere, voran wiederum der Eistaucher; alle werden abgewiesen, bis schließlich die Schildkröte der Gemahl dieses Mädchens wird.

Die Schildkröte befruchtet dann ihre Frau dadurch, daß sie zwei Pfeile kreuzweise über sie stellt, einen mit Feuerstein-, den anderen mit Baumrindenspitze. Dies ist das Motiv der magischen Empfängnis oder Conceptio immaculata. Infolgedessen gebiert sie zwei Söhne, Joskehá und Tawiskaron oder Joskiki und Thoitsaron, bei deren Geburt sie stirbt, denn der ältere, der böse Bruder, durchbricht seiner scharfen Feuersteinnatur entsprechend die Seite seiner Mutter. Dies Motiv findet sich in der Buddha-Legende wieder; auch Buddha tritt seitwärts aus dem Schoße seiner Mutter Maya hervor. Der Feuerstein dürfte wiederum auf den Mond zu deuten sein, wird doch auch in Mexiko zuweilen ein Feuersteinmesser mit dem Monde identifiziert, wozu es sich wegen seiner lorbeerblattförmigen Gestalt besonders eignet. Im Codex Borgia wird es auch im Monde selbst gezeichnet.

Die Kinder sollen von der Großmutter ertränkt

werden, erscheinen jedoch immer wieder vor ihr. Der Körper der toten Tochter wird von der Großmutter in zwei Hälften geteilt, die zu Sonne und Mond werden.

Der zweite Teil der Erzählung handelt von dem Antagonismus des guten und des bösen Bruders, des Joskehá und Tawiskaron. Der jüngere wird mit dem Manabozho der oben erzählten Märchen identifiziert. Auch hier haben wir es mit lunaren Gestalten zu tun, der ältere Bruder ist der schwarze, der jüngere der helle Mond. Eines Tages gelangt der jüngere Bruder nach einem verlorenen Pfeile tauchend auf den Grund eines Sees, wo er seinen Vater findet, der ihm Ratschläge gibt, wie er seinen bösen Bruder vernichten könne. Feuerstein und Bockshörner sollen dazu dienlich sein; und so geschieht es, durch ein Feuer am Eingang der Hütte wird Tawiskarons Körper arg beschädigt, er entflieht und Joskehá gibt ihm mit den genannten Gegenständen den Rest. Auch das Verfolgungsmotiv ist ein in astralen Sagen sich oft wiederholender Zug, ebenso das Motiv des Verbrennens, verbunden mit dem des Zerbrechens des Körpers.

Auf der Flucht und Verfolgung dieser gigantisch zu denkenden Urmenschen-Brüder werden Berge und Täler auf der bis dahin flachen Erde hervorgebracht, ein nicht uninteressanter ätiologischer Sagenzug.

Nach der Vernichtung des bösen Bruders kommen Menschen aus der Erde hervor, welche dann die Großmutter Atahentsic aus Rache mit einer Sintflut heimsucht, wodurch es ihr jedoch nicht gelingt, die Menschheit auszurotten. Da Atahentsic den Mond repräsentiert, haben wir es hier mit einer Verbindung von Mond und Sintflut, ähnlich wie in der ersten hier mitgeteilten Manabozho-Sage zu tun. — Auch eine Schnee-Sintflut vermag den Menschen nichts anzuhaben, so daß die Alte schließlich ihre bösen Pläne aufgibt und nur noch die Menschen mit kleineren Plagen gelegentlich heimsucht.

Am Ende der Erzählung wird darauf hingewiesen, daß Manabozho oder Tarenyawagon, der Träger des Himmels, sich in dem Kulturheros Hiawatha inkorporiert habe, um die Menschen auf dem Wege der Humanität weiterzuführen.

*

Der Wettlauf des Coyote mit der Schildkröte

Dies Märchen wird bei den Arikara in dieser Gestalt erzählt. Es ist nach Dorsey, Traditions of the Arikara, Washington 1904, übersetzt; es gibt uns eine Vorstellung, wie die Indianer heute Märchen erzählen, während sämtliche vorhergehenden Geschichten aus den fünfziger Jahren stammen, also aus der eigentlichen Indianerzeit,

wo noch kaum etwas von europäischem Einfluß zu verspüren war.

Die Sage jedoch ist noch durchaus von echt indianischem Geiste beseelt, ebenso wie die folgende, welche derselben Quelle entnommen ist.

Der Coyote, canis latrans, ist ein schneller Läufer, die Schildkröte von sprichwörtlicher Langsamkeit. Diese Geschichte weiß nun zu berichten, wie es der Schildkröte durch eine List gelingt, den flinken Gegner zu schlagen. Derartige Sagen sind weit auf der Erde verbreitet, doch variieren die Tiere, die in ihnen auftreten, erheblich; manchmal ist es ein Elch, so bei den Ojibwä, manchmal ein Kaninchen, mit dem die Schildkröte den Wettlauf wagt; diese Version findet sich bei den Creek, merkwürdigerweise aber auch in einem arabischen Märchen; aber auch andere Tiere kommen als Wettrenner vor, so Frosch und Antilope, und in den europäischen Sagen Hase und Swinegel.

Ursprünglich dürfte es sich bei diesen Sagen um den Lauf von Sonne und Mond handeln, doch hat hernach eine Übertragung auf zwei Mondwesen stattgefunden. Schildkröte, Kaninchen und Hase sind deutliche Repräsentanten des Mondes, wie oben ausgeführt; es läßt sich aber auch erweisen, daß der Coyote in Nordamerika als ein mit dem Monde zusammenhängendes Tier aufgefaßt worden sei.

Vom Mädchen, das einen Stern heiratete

Auch dies ist ein Arikara-Märchen, das der bereits genannten Sammlung entstammt.

Das Stachelschwein wird in Nordamerika sonst als Repräsentant der Sonne aufgefaßt, hier jedoch offenbar als Stern. — Die Oberfläche von Stachelschweinborsten wurde in kleine Stücke geschnitten und diese bunt gefärbt; aus ihnen stellte man kunstvolle Stickereien her.

Der in den Himmel wachsende Baum dürfte mit der Milchstraße zu identifizieren sein.

Wiederum haben wir hier das Motiv, daß durch Graben in der oberen Region, dem Himmel, eine Öffnung entsteht, durch die man auf die Erde herabzugelangen vermag. Das Mädchen, welches nach oben gelangt war, läßt sich dann an einem Strick von Büffelsehnen herab, doch ist derselbe zu kurz und sie wird, über der Erde hängend, von einem Steine (Meteor) erschlagen, den ihr ihr Mann nachsendet. Doch bleibt ihr Söhnchen, das sie mit sich genommen hat, am Leben. Dieser wird nun der Held der Erzählung und erlebt viele sonderbare Abenteuer, insbesondere mit einer Alten, seiner Großmutter, die ihn aus dem Wege zu räumen gedenkt, da er ihr in seinem Unverstand ihre Feldhüter, die Amseln, und ihren Gatten, eine Schlange, tötet. Als seine hauptsächlichsten und

gefährlichsten Gegner erscheinen dann vier (heilige Zahl) zauberkundige Männer, die ihn durch ein ungeborenes Kalb aus der Fassung bringen, sowie Schlangen, welche ihm ebenfalls hart zusetzen, die er jedoch alle bis auf eine tötet. Dieser Schlange gelingt es dann, in seinen Schädel zu kriechen, so daß er wie tot daliegt, doch wird dieselbe durch Wasser, das die sich nähernde Sonne erhitzt, ausgetrieben. Auch hier dürfte an lunare Motive zu denken sein, was ja auch bei einer Sternsage nicht besonders verwunderlich ist. Ebenso dürften die Bogen und Pfeile, die dem Knaben geschenkt werden, eine besondere Bedeutung haben; auch daß der Knabe von fünf Bogen den mittelsten wählt, ist ein bemerkenswerter Zug, da die Auswahl unter verschiedenen Gegenständen für astrale Mythen typisch ist.

Auch tritt der Knabe als derjenige auf, der die Menschen von wilden Tieren befreit hat, ein Umstand, der ihn als Heilbringer erscheinen läßt.

*

Der Kriegszug der Schildkröte

Dies Märchen ist nach Dorsey, Traditions of the Skidi Pawnee, Boston and New York 1904, wiedergegeben. Eine Schildkröte, die sich auf dem Kriegspfade befindet und unter verschiedenen Tieren Begleiter sucht, die schnell laufen

können, findet schließlich nur ein Messer, eine Bürste und eine Ahle, die eigentlich gar nicht laufen können, geeignet, sie zu begleiten. Sie gelangen miteinander zu einem Indianerdorf und jeder versucht auf seine Weise einen Angriff. Am Ende gerät die Schildkröte in Gefangenschaft, soll verbrannt oder in einem Kessel gesotten werden, wird jedoch schließlich in den Fluß, ihr eigentliches Element, geworfen, weil sie sich angeblich vor dem Wasser fürchtet. Die Schildkröte ist, wie wir bereits gesehen haben, ein Tier, das mit dem Monde in Verbindung gebracht wird. Die Motive des Verbrennens und Kochens in einem Kessel deuten ebenfalls auf mondmythologische Zusammenhänge hin; die im ersten Teile genannten Schnelläufer unter den Tieren erinnern an die weitverbreiteten Wettlaufsagen, von denen wir oben ein Beispiel aus der Mythologie der mit den Skidi-Pawnee verwandten Arikara mitgeteilt haben. Ähnliche Erzählungen vom „Kriegszug der Schildkröte“ finden sich bei den Arapaho, Cheyenne, Cegiha, Arikara und Menomini.

*

Der Knabe, die Bären und die weiße Krähe

Diese eigentümliche und, wie es scheint, etwas fragmentarische Geschichte entstammt derselben Quelle wie die vorhergehende. Ähnliche Er-

zählungen finden sich bei den Arapaho, Blackfoot, Wichita und Crow.

Die in dieser Erzählung vorkommenden Tiere haben z. T. lunaren Charakter; insbesondere ist die weiße Krähe hervorzuheben, die ihr Gegenstück in der griechischen Mythologie hat, wo von dem Raben gesagt wird, er sei ursprünglich weiß gewesen. Auch ist an die wichtige Rolle des Raben als Mondhelden in den Sagen der Nordwestamerikaner und Nordostasiaten zu erinnern. Die rote Bemalung des Knaben-Häuptlings bezieht sich, wie Dorsey hervorhebt, auf seine Verbindung mit der Sonne, von der er die Zauberkraft hat, was ja auch aus dem Schluß der Erzählung hervorgeht.

*

Der Coyote und der rollende Stein

Ebenfalls ein Märchen der Skidi-Pawnee

Erzählungen, nach denen jemand von einem rollenden Stein oder einem rollenden Schädel verfolgt wird, sind bei den Prärieindianern häufig. Der rollende Stein dürfte sich auf den Mond beziehen. Als Schädel wurde der Mond auch bei den alten Maya-Indianern aufgefaßt, und dementsprechend in Bilderhandschriften gezeichnet. Auch das mexikanische Kalenderzeichen miquiztli, Tod, dürfte von dieser Ideenverbindung abzuleiten sein. Entsprechende Erzählungen

finden sich bei den Blackfoot und Arikara, auch wissen die letzteren von einem Wettlauf des Coyote mit einem Steine zu berichten.

Hervorzuheben ist noch die Vierzahl oder Fünfzahl der Habichte, ebenso wie die Vierzahl in der vorigen Erzählung auf Bären bezüglich hervortritt. Sie ist die bekannte heilige Zahl der Indianer, welche sich auf die vier Himmelsgegenden, zugleich aber auch auf die vier Hauptphasen des Mondes bezieht. Ihre Bedeutsamkeit und Heiligkeit tritt bereits in den Überlieferungen der alten Mexikaner, Maya und Peruaner mit solcher Einhelligkeit hervor, daß sie als die heilige Zahl der Indianer überhaupt angesprochen werden darf.

INHALT

Mythologische Arbeiten des Verfassers

1. Grundsätzliche Bemerkungen über Sonne, Mond und Sterne im alten Mexiko. Zeitschr. f. Ethnol. Berlin 1911.
2. Jaguar und Mond in der Mythologie des andinen Hochlandes. Leipzig 1915. Harrassowitz.
3. Vishnu, ein Mondgott. Mythol. Bibliothek. Leipzig 1916. Hinrichs.
4. Amerikanische und asiatische Mondbilder. Ebenda.
5. Indische Götter. Anthropos. Wien, 1917.
6. Zur Deutung der ägyptischen Götter. Intern. Archiv für Ethnographie. Leiden 1918.
7. Nordamerikanische Mondsagen. Ebenda 1920.
8. Aztekische Märchen. Berlin 1922. Spitzbogen-Verlag.

Buchdruckerei Gustav Ascher G. m. b. H., Berlin SW 61